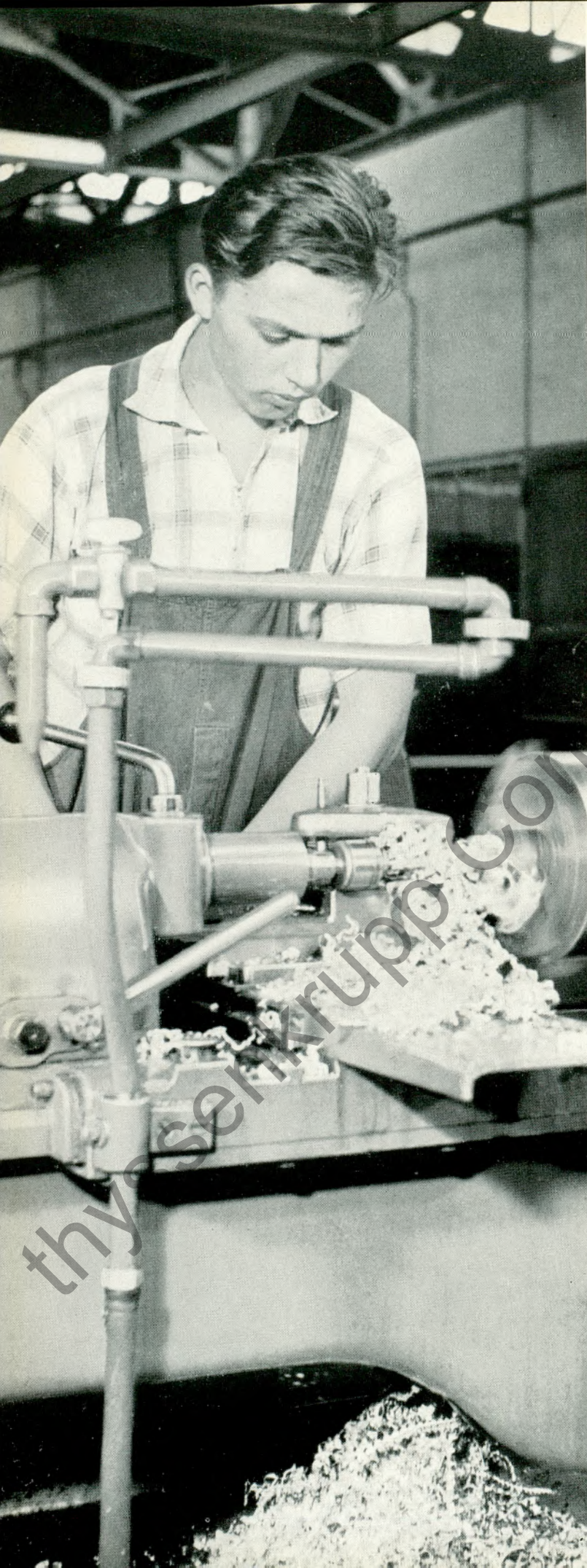


An Eickelmann
Stahlw. Büro



NUR FÜR WERKSANGEHÖRIGE • 11. JAHRGANG • NUMMER 11 • NOVEMBER 1959 • POSTVERLAGSORT DORTMUND

WESTFALENHÜTTE



WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der

HOESCH Aktiengesellschaft,

WESTFALENHÜTTE

11. Jahrgang - Nr. 11 - November 1959

Aus dem Inhalt:

Die endlose Schraube
Schafft lärmfreie Inseln im Betrieb
Die Steine reden
Das Mädchen an der Schreibmaschine
Die Technik und der Techniker
Der Betriebsrat gab Bericht
Überall im Werk: Die Bauabteilung
Erinnerungstreffen
Der alte Hammer
Unsere Jubilarteier
Sicherheitsschule machen sich bezahlt
Viele wollen zur Westfalenhütte
Die neue Jugendvertretung
Röntgenreihenuntersuchung 1959
Satzungsänderungen
Unsere offene Tür
Unsere Jugend in hartem Wettstreit
Rationalisierung einmal anders erklärt
Siedlerfreuden stärker als Siedlersorgen
Wir kommentieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Verbesserungsvorschlag
Unsere Ehrentafel
Wohnungstausch
Das interessiert die Frau
Mode
Otto Burrmeister
Für unsere Theaterfreunde
Für unsere Schachfreunde
Die „Großen“ und der Schrankenwärter
An der Mosel
So lebt man in Amerika
Vergnügen mit doppelter Buchführung
Das Rätsel
Kurz gelacht
Der Hüttenkieker

Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft
Westfalenhütte;

verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,

Dortmund, Eberhardstraße 12

Chefredakteur: Johannes Hoischen

Allgemeiner Teil: Walter Behrendt

Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Expedition: Pressestelle,

Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949

Druck: Westfalendruck, Dortmund

Auflage: 20 000

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.

Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen

Ein Wunsch,

der sich erfüllt,

kriegt augenblicklich Junge!

Sie verfolgen einen überall. Wo man auch ist, was man auch tut. Irgendwo und irgendwann stehen sie immer wieder vor einem: die lächelnden, sorglosen, gepflegten, ewig heiteren, feinen Damen und Herren! Sie zeigen strahlend auf einen Fernseher, rassige Wagen oder Plattenspieler. Oder auf ein schickes Kostüm, auf tolle Polstermöbel, Zahnpasta, Strümpfe, Fotoapparate, Seife, Bügeleisen. Oder Schweden-schränke, Nagellack und Waschmaschinen, vollautomatisch natürlich. Oder auf...

Und alle rufen, meinen, sagen, lächeln, singen und blinzeln sie: In einem modernen Haushalt, in einem gemütlichen Heim hat der elegante Herr (oder der, der zumindest seine Frau liebt und schont) dies und das — hat die gepflegte Dame, haben die frohen, glücklichen Kinderchen jenes und solches!

Wenn man das so jahrelang liest,

lesen muß in jeder Zeitung oder Zeitschrift oder Illustrierten, wenn man dies immer wieder im Kino, Radio und Fernsehen unter die Nase gerieben bekommt, wenn so etwas selbst im kleinsten Dorf von Plakaten auf einen einhämmert — ja, dann bekommt man allmählich einen Minderwertigkeitskomplex! Dann fühlt man sich „ohne“ diese gepriesenen Dinge schlichtweg als Mensch zweiter Klasse — als primitiver, unkultivierter Höhlenbewohner. Und was noch schlimmer ist: Man spürt tatsächlich immer dringender den Wunsch, wenigstens einen Teil dieser schönen, „selbstverständlichen“ Sachen zu besitzen. Auch so heiter, so fein, so ausgeruht, so gepflegt zu sein. Leider allerdings nur mit dem Lohn oder

Gehalt eines normalen Bundesbürgers und nicht mit den Einnahmen eines Filmstars oder Generaldirektors.

Und genau hier wird die Sache gefährlich,

fängt die endlose Schraube der Wünsche, das Gift der Unzufriedenheit an. Wie sagte schon der alte weise Wilhelm Busch? „Ein Wunsch, der sich erfüllt, kriegt augenblicklich Junge!“ Eine — leider — bittere Wahrheit. Eine Weisheit, die uns mahnt, vernünftig zu sein, uns nicht einfangen zu lassen von den verführerischen Bildern, die uns die Zauberer unserer Zeit, die Sirenen, die Werbeleute einer Fata Morgana gleich vorgaukeln. Ein Staubsauger, eine Küchenmaschine sind ebenso wenig ein Freibrief für die Glückseligkeit wie ein neuer Teppich oder eine Phonotruhe. Ein Kleinauto ist kein Garant und Ersatz für ein ruhiges, ausgeglichenes Leben. Denn was nützt der gesamte Komfort, das schönste Wohnzimmer beispielsweise oder Auto, wenn man nur sonntags ein paar Stunden darin sitzen kann? Wenn man jahrelang Tag für Tag schuftet, spart, sich nichts anderes gönnt und womöglich noch die Kinder in ein Heim gibt und die Frau mit arbeiten läßt! Dieser Preis ist zu hoch! Bezahlen wir ihn doch mit den besten Jahren unseres Lebens, mit dem Glück unserer Familie.

Lassen wir sie doch soviel lächeln und locken, wie sie wollen, die schönen Damen und Herren in den Anzeigen und Prospekten. Es ist doch ihr Beruf! Laßt uns bei unseren Leisten bleiben und wissen, was wir wollen und — vor allem auch, was wir können!

Schafft lärmfreie Inseln im Betrieb!

Erste europäische Konferenz gegen Lärm und Hitze am Arbeitsplatz



180 Forscher, Werkärzte, Sicherheitsingenieure und Regierungsvertreter aus den sechs Ländern der Gemeinschaft hatten sich Anfang Oktober auf Einladung der Hohen Behörde der Montanunion in Luxemburg versammelt, um ihre Erfahrungen in der Bekämpfung des Lärms und der Hitze am Arbeitsplatz auszutauschen. Die erste europäische Konferenz dieser Art stellte zugleich eine hervorragende organisatorische Leistung des Leiters der Arbeitsmedizinischen Abteilung, Dr. med. Claas, und seiner Mitarbeiter sowie der Dolmetscher dar, die Reden und Dokumente über dieses schwierige Fachgebiet in die vier Amtssprachen übersetzen mußten.

Im Augenblick arbeiten über 70 Institute in den Ländern der Montanunion an 164 arbeitsmedizinischen Forschungsaufträgen, die von der Hohen Behörde finanziert werden. Auf der Luxemburger Konferenz sollten nun die ersten Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der Lärmbekämpfung und der Arbeit bei hohen Temperaturen einem größeren Kreis von Interessenten zugänglich gemacht werden. So erbrachten Untersuchungen des Direktors des Max-Planck-Instituts für Arbeitsphysiologie in Dortmund, Prof. Lehmann, den Nachweis, daß sich die Klagen über Lärm meistens nicht auf die mögliche Gehörschädigung, sondern auf die nervöse Belastung beziehen. Diese Klagen werden meistens von Menschen geäußert, die sich ausruhen und erholen wollen, oder von arbeitenden Menschen, die selbst bei ihrer Arbeit keinen oder wenig Lärm erzeugen, aber ständig einen starken Lärm der Umgebung ertragen müssen. Die subjektive Lärmempfindung hängt offenbar stark von der inneren Einstellung des Hörenden zur Lärmquelle ab. Ist diese Einstellung positiv, wie z. B. beim Motorradfahrer, aber auch bei dem Mann, der durch die Bedienung einer lärmvollen Maschine sein tägliches Brot verdient, so wird der Lärm nicht als unangenehm empfunden. Ändert sich aber diese Einstellung und schlägt in das Negative um, so wird das Geräusch zum Lärm und häufig zu einer seelischen Qual. Wenn man einem Versuchstier ein in längeren Abständen erzeugtes Geräusch

zu Gehör bringt, z. B. kleine rhythmische Schläge eines Hammers, so hat Prof. Coppee, Direktor der Abteilung für Physiopathologie der Arbeit, Lüttich, im Gehörnerv beim Ausgang aus dem Ohr nervöse Stöße festgestellt, welche die Nervenfasern im gleichen Rhythmus wie das abgegebene Zeichen durchlaufen. Setzt man das Versuchstier außer diesem rhythmischen Zeichen noch einem kontinuierlichen Geräusch aus, so können die Nervenstöße völlig zum Verschwinden gebracht werden, und die Nervenzentren erhalten keine Nachricht mehr von dem Zeichen: Die Leitung ist besetzt.

Für den Arbeiter in den Montanindustrien ergibt sich aus diesen Untersuchungen, daß Signalgeräusche genügend stark sein müssen, um unter den übrigen Geräuschen wahrgenommen zu werden. Aus eigener Erfahrung oder aus Belehrung durch Kollegen oder Aufsichtsbeamte muß er die Bedeutung akustischer Gefahrenzeichen kennen, z. B. aus dem Pfeifgeräusch, das durch die undichte Stelle in einer Windform erzeugt wird, aus der verdächtigen Erschütterung eines Verbindungsstückes einer schadhaften Rohrleitung, aus dem Geräusch eines klopfenden Explosionsmotors usw. Eine plötzliche Änderung in der Klangfarbe des Bohrmaschinen Geräusches weist den Bergarbeiter darauf hin, daß ein Gesteinsblock im Begriff ist, sich loszulösen. Ein Knistern im Ausbau oder das plötzliche Herabfallen von Steinen warnt ihn vor einem möglichen Einsturz des Gewölbes.

In verschiedenen Instituten hat man Gefäß- und Kreislaufstörungen, diffuse oder halbseitige Kopfschmerzen und Verdauungsbeschwerden als Lärmfolgen erforscht. Der technische Fortschritt bewirkt ein erhebliches Anwachsen der Geräusche, so daß die Forderung eines Referenten nach „lärmfreien Inseln“ im Betrieb lebhaft begrüßt wurde. Andererseits fördert die technische Fortentwicklung insofern die Lärmbekämpfung, als sie den Akustikern und Ohrenärzten neue, wertvolle Geräte, wie den Sonometer, Geräuschanalysatoren und Audiometer, zur Verfügung stellt. Die Akustik ist also nicht mehr das „Aschen-

brödel der Physik“. Das Dorimunder Max-Planck-Institut konstruierte den Oszilloscript, der erstmals in Luxemburg durchgeführt wurde. Dieser Apparat zeigt den Grad der Durchblutungsstörung infolge Lärms an. Ein italienisches Institut konnte von Erfolgen mit einem fahrbaren Laboratorium für Hörprüfungen berichten — eine beachtliche Hilfe für die Früherkennung von Lärmschäden.

Allgemein wurde hervorgehoben, daß besonders in den letzten Jahren die technischen Möglichkeiten zur Lärmbekämpfung fortgeschritten sind. So ließ der Direktor des Forschungszentrums in Marseille, Canac, die Experten wissen, daß durch Änderung des Schnitts der Düsen das unangenehme Geräusch bei Düsenflugzeugen vermindert werden konnte. Canac empfahl, bei Preßluftschlämmern direkt auf dem Griff des Werkzeugs ein absorbierendes Filter anzubringen. Man sollte sogar auf die Verwendung von Preßluft verzichten und „Ultraschallhämmer“ einführen.

Im Mittelpunkt der Referate des zweiten Tages standen die Schutzmaßnahmen gegen die Hitze. Prof. E. A. Müller, Dortmund, berichtete von dem Besuch in einem großen Hüttenwerk, wo er neben einer Blechwalzstraße Registrierinstrumente hängen sah, die durch einige Schutzbleche gegen die intensive Wärmestrahlung des rotglühenden Walzgutes abgeschirmt waren. Dagegen arbeitete ein der Strahlung ausgesetzter Walzer völlig ungeschützt. Warum schützt man den Menschen nicht in gleicher Weise wie die Instrumente? Warum tut der Arbeiter meist selbst nichts, um sich zu schützen, obwohl es doch alltägliche Gepflogenheit ist, vor der Sonnenstrahlung in den Schatten auszuweichen oder sich durch Sonnenschirme, Sonnenhüte und Schirmmützen Strahlungsschatten zu erzeugen? Prof. Müller sieht den Grund darin, daß ein Versagen der Instrumente sich rasch und eindeutig bemerkbar macht, die Schäden beim Menschen aber oft erst nach Jahren festgestellt werden können. Beim Schutz gegen strahlende Wärme gibt es zwei Möglichkeiten: Man kann die Strahlungsquelle bekämpfen oder die Strahlung auf dem Wege zum Arbeiter

Im Rahmen der ersten europäischen Konferenz gegen Lärm und Hitze in Luxemburg führte das Max-Planck-Institut neue Geräte vor. Auf unserem Bild sieht man den von Dr. H. G. Wenzel konstruierten Infrarotradiometer, der die Umgebungsstrahlung am Arbeitsplatz mißt

abfangen oder ablenken. Die Bekämpfung der Strahlungsquelle kann nur durch Minderung der Strahlungstemperatur oder der Strahlungszahl erfolgen. Fängt man die Strahlung durch Schirme ab, so dürfen sich diese nicht durch Strahlungsabsorption so weit selbst erwärmen, daß sie neue Strahlungsquellen bilden. Dies läßt sich durch Luft- oder Wasserkühlung der Schirme verhindern. Prof. Müller hält es für besser, die Strahlung nicht abzufangen, sondern durch blanke, reflektierende Metalle abzulenken. Erwünscht ist für die Eisen- und Stahlindustrie ein Schutzgewebe, das wenigstens 80% der auftretenden Wärmestrahlung reflektiert und einen freien Durchtritt von Wasserdampf erlaubt. Ein solches Gewebe soll von leichtem Gewicht, unbrennbar sein und durch Eisenspritzer nicht beschädigt werden. Stark beachtet wurde in diesem Zusammenhang eine von Prof. Müller konstruierte Schürze aus einem Plättchenringgeflecht. Bei diesem Aluminiumgeflecht entsteht zwischen Körper und Schürze ein kaminartiger Schacht, in dem die Luft aufsteigt, die Schürze kühlt sowie die Schweißverdampfung auf der Haut und Kleidung fördert. Bei starker Ultrarotstrahlung sind die Augen besonders gefährdet. So erfuhr man in Luxemburg, daß es neuerdings auch ultrarotabsorbierende Gläser gibt, die immer dann getragen werden sollten, wenn rotglühende Körper beobachtet werden müssen.

Die Eigenschaften der Grubenwetter sowie die Messung und Bewertung des Arbeitsklimas unter Tage behandelte der Leiter der Forschungsstelle für Grubenbewetterung, Dr.-Ing. Linsel, Essen-Kray. Eine exakte Klimamessung habe nicht nur ihre Bedeutung darin, daß sie das Klima auf die physiologische Belastung des Bergmanns gerecht bewertet und für Arbeitszeitgrenzen herangezogen werden könne, sie liefert auch nach Linsels Ansicht die Grundlagen für geeignete Maßnahmen zur Klimatisierung der Gruben. Klimaanlagen arbeiten dann am günstigsten, wenn sie den Zustand der Grubenwetter senkrecht zum Verlauf des Klimakennwertes verändern, d. h., feuchte und warme Gruben werden am günstigsten durch eine bevorzugte Wettertrocknung klimatisiert. Für warme und trockene Gruben, in denen die Klimakennwerte stark zur Trockentemperatur geneigt sind, ist eine Klimatisierung überwiegend durch Kühlung, d. h. Senkung der Trockentemperatur, vorteilhaft.

Wodurch wird die künstliche Kühlung von heißen Bergwerken beeinträchtigt oder verzögert? Diese Frage beantworteten Prof. A. Houbrechts und Ing. J. Patigny, Hasselt. Das Wetterteufen von Schächten und die Erweiterung oder Ausdehnung von Grubenbauen, die eine Verlängerung des Wetterweges zur Folge haben, können in verhältnismäßig heißen Gebirgen wegen der ungünstigen geothermischen Tiefenstufe eine zunehmende Verschlechterung des Grubenklimas bewirken. Als wirksamste Maßnahme empfehlen die Referenten die Erhöhung des Wetterdurchsatzes. Bei nur geringer Zunahme der Teufe muß allerdings der Durchsatz beträchtlich erhöht werden. Diese Erhöhung kann z. B. 80% betragen, wenn man von einer Sohle aus, in der die klimatischen Bedingungen bereits nahe an der Grenze des Erträglichen liegen, 200 m tiefer abbauen will. Selbst wenn Strecken und Schachtförderung nicht systematisch in den Wetterausziehstrom verlegt werden (wodurch sich heikle Sicherheitsprobleme ergeben könnten), kann bei Durchführung dieser Maßnahmen die gleiche Verbesserung der klimatischen Bedingungen herbeigeführt werden wie mit der Erhöhung des Wetterdurchsatzes um etwa 30%. Ein Wetterteufen um 200 m wäre dann bereits bei zusätzlicher Erhöhung des Wetterdurchsatzes um etwa 50% möglich. Eine solche Verstärkung der Bewetterung könnte sich jedoch auch dann als undurchführbar erweisen, wenn z. B. eine zu hohe Lüfterleistung erforderlich oder wenn die Wettergeschwindigkeit unerträglich wird. Dann würde eine Klimaanlage nicht mehr zu umgehen sein. Die in Belgien auf diesem Gebiet gesammelten Erfahrungen zeigen, daß die sich ergebenden Schwierigkeiten und Kosten nicht zu einer unvermeidbaren Erhöhung der Selbstkosten führen. Die Abbauaussichten der tiefer gelegenen Kohlenvorkommen, deren Ausbeutung auch sonst unter günstigen wirtschaftlichen Bedingungen möglich sein müßte, würden daher durch klimatische Schwierigkeiten keineswegs völlig zunichte gemacht.



Dr. Claas (links) im Gespräch mit Prof. Dr. E. A. Müller, der eine neue Schürze aus einem Aluminiumplättchen-Ringgeflecht entwickelt hat. Sie schützt den Arbeiter am Hochofen gegen die Strahlungshitze

Die Ernährung der Hitzearbeiter spielt eine große Rolle. Infolge der starken Schweißabsonderung tritt eine derartige Wasser- und Salzverarmung des Körpers ein, daß die Arbeitsleistung zurückgeht und bisweilen schwere Störungen die Folge sind. Prof. Parmeggiani, Mailand, empfiehlt daher, bei der Verabreichung von konzentrierten Salzgetränken und beim Gebrauch von Kochsalzumschlägen Vorsicht walten zu lassen. Es sei auch zweckmäßig, den Arbeitern Richtlinien für ihre Ernährung zu geben und ihnen entweder Speisen mit höherem Elektrolytgehalt (Suppen, Gemüse, gesalzenes Brot, Käse, Fleisch- und Fischkonserven) oder eine rationellere zeitliche Einteilung und Zahl der Mahlzeiten anzuraten.

„Diesmal waren wir die Versuchskaninchen“, stellte Prof. Lehmann in seinem Schlußwort fest. Da die Tagung für den Wissenschaftler und den Praktiker sehr lehrreich war, könne der erste Versuch einer solchen Konferenz als geglückt bezeichnet werden. Allerdings sei der Kreis von 180 Teilnehmern zu klein, wenn man bedenke, daß diese wichtigen Probleme 165 Millionen in der Gemeinschaft lebende Menschen angehe. W. R. Schloesser

Prof. Dr. G. Lehmann am Oszilloscript, der die Durchblutungsveränderung infolge Lärms anzeigt



Die Steine reden

Kunst und Können mittelalterlicher Dombaumeister



Weit ragt der gotische Dom aus der Masse der Häuser hervor; mit seinen hochragenden Türmen reißt er den Blick des Beschauers nach oben (Münster zu Straßburg)

Wenn wir uns der Mühe unterziehen, auf unseren Fahrten durch Europa oder auch nur bei einer Traumreise durch Bücher und Reiseschriften bei den merkwürdigsten architektonischen Gebilden zu verweilen, die das Abendland aufzuweisen hat: bei den „gotischen“ Kathedralen, so stoßen wir bei ihnen wahrhaft auf eine Welt voller Wunder. Wenn irgendwo das Wort gilt, daß die Steine reden, dann ist es bei diesen Gotteshäusern der Fall.

Schon der hochragende Außenbau kündigt manches an, aber man sollte sich zuerst durch das Innere des Bauwerks ansprechen lassen. Kaum hat man das Portal durchschritten, so gerät man in die Gewalt einer seltsamen Suggestion. Unwiderstehlich werden die Blicke des Beschauers emporgeleitet; sie gleiten an den schlanken Säulenbündeln in die Höhe bis zur Pfeilspitze der Bögen, die das Gewölbe tragen und noch weiter hinaufdeuten, als das Auge sehen kann. Kein denkender Mensch wird durch einen solchen Dom gehen können, ohne sich zu fragen: Wie ist das möglich? Die alten Dombaumeister müssen doch genau gewußt haben, was sie taten!

Es dürfte klar sein, daß die Dombaumeister eine schwierigere Aufgabe zu lösen hatten als ein moderner Architekt, der ein Bürohaus zu entwerfen hat, oder ein Bauin-

genieur, dem die Aufgabe gestellt ist, eine Brücke zu bauen. Solche Aufgaben kommen ausschließlich aus dem rationalen Bereich. Sie sind vom Verstand erteilt und wenden sich in erster Linie an das Wissen desjenigen, der dem Gedanken nun Form geben soll. Die Dombaumeister mußten dagegen ihr Können in den Fingerspitzen haben, aber sie haben in der Tat etwas geleistet! Nach Jahrtausenden des reinen Körperbaues, bei dem — für jedes, auch das laienhafte Auge Sichtbare — Stütze und Last miteinander ausgewogen wurden, haben sie den Gliederbau, man möchte mit einem modernen Wort sagen: den Skelettbau erfunden. Der gotische Dom steht: aus Säulenbündeln, Arkaden, Gurtbögen, Kreuzrippen, Strebebögen und Strebebögen konstruiert — ohne Wand!

Die Dombaumeister waren hervorragende Bauingenieure! Sie waren aber darüber hinaus begnadete Architekten. Sie wußten dem hochgezüchteten Gliederbau ein äußeres Gewand zu geben, das in jedem Bezug seinem inneren Konzept entsprach. Die ganze feinverästelte Ornamentik ist nichts als die Vollendung des konstruktiven Grundgedankens. Selbst das Maßwerk der Fenster ist keine Spielerei, es steift die dem Winddruck preisgegebenen Fensterflächen aus und nimmt Biegebe-

lastungen von vielen Tonnen auf, die das Glas allein mit Leichtigkeit eindrücken würden.

Trotzdem ist die Leistung der Dombaumeister nicht einfach damit abgetan, daß man sagt: Sie waren Meister des technischen Fortschritts und Meister eines schlafwandlerisch sicheren Geschmacks. Die Gotik ist mehr: Sie ist — schlicht gesagt — die Durchformung der Materie durch den Geist! Der Auftrag, den der Dombaumeister zu erfüllen hatte, kam aus dem Irrationalen. Die Frömmigkeit des abendländischen Menschen verlangte von ihm eine würdige, nein mehr: eine herzerhebende, eine hinreißende, eine himmelstürmende Feierstätte für ihr Opfer! Sie verlangte, daß er die Steine zum Reden brachte! Und nicht sein kalter Verstand, weder sein technisches Können noch sein geschulter Geschmack, sondern sein dem Schöpfer hingegebenes frommes Herz gab ihm die Befähigung, mit Steinen

Auch im Inneren des Domes dominieren die vertikalen Linien gegenüber den horizontalen. Die Höhe beträgt oft das Dreieinhalbfache der Breite (Dom zu Köln)

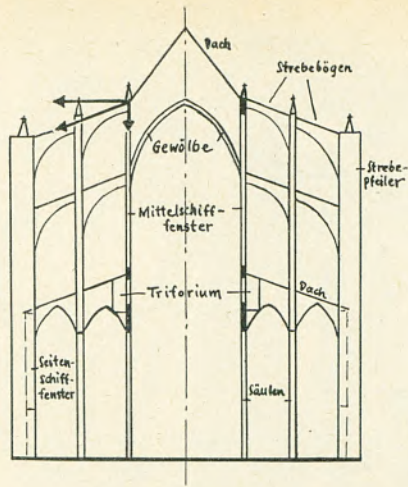


dem Aufschrei „Sursum corda“, „Empor die Herzen“, sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Dabei war das Bauen damals ein einziges schweres Ringen mit der gestellten Aufgabe, mit der Form sowohl wie mit der Materie, in deren Gesetze man sich Schritt für Schritt hineintasten mußte. Der niedrige Stand der Rechenkunst führte oft genug zu schweren Rückschlägen, so z. B. bei der Kathedrale zu Beauvais, die nicht weniger als dreimal einstürzte, bevor ihre Teile ins Gleichgewicht kamen. Erschwerend war auch der Umstand, daß der geistige Vater eines solchen Bauwerks oft genug dessen Fertigstellung gar nicht erlebte, daß er also auch gar keine Gelegenheit hatte, eventuelle Fehler auf Grund der beim Bau gewonnenen Erfahrungen zu korrigieren oder dem Nachwuchs entsprechende Mitteilungen zu machen. Bauzeiten von fünfzig, achtzig oder hundert Jahren waren damals nicht ungewöhnlich — für uns moderne Menschen einfach unvorstellbar!

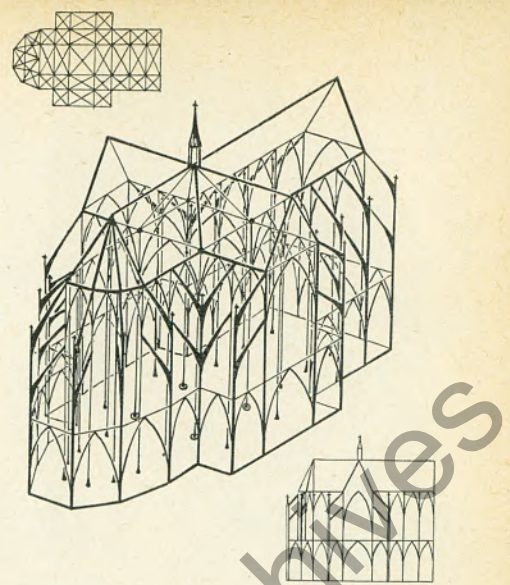
Wie war nun der Weg vom Geist zum Stein? Entsprechend ihrem Auftrag, einen suggestiven Bau zu erstellen, wandten die Baumeister der Gotik in der Hauptsache ein naheliegendes und wirkungssicheres Mittel an: Sie betonten die Vertikale und machten die Horizontale so unauffällig wie möglich. Das bis dahin übliche klare Wechselverhältnis von „Stütze“ und „Last“ war damit überholt; die Primitivität wich einer gewissen Raffinesse. „Primitivität“ heißt in diesem Fall die Anwendung des einfachsten Prinzips, das es geben kann: Stützen nebeneinander zu stellen und sie dann zu überbrücken. Freilich ist dies Prinzip zu jeder Zeit — auch heute — grundsätzlich richtig. Bloß geben unsere heutigen Kenntnisse uns die Möglichkeit, man möchte fest sagen, elegant zu bauen; während man bei alten Bauten stets das Gefühl hat: das horizontale Gebälk, das auf den vertikalen Stützen liegt, ist in der Tat eine „Last“, ein schweres Gewicht, haben wir bei einem modernen Ingenieurbau den Eindruck: Er ist federleicht, er möchte am liebsten davonfliegen!

Genau diese Wirkung wollten auch die Dombaumeister erzielen, die den gotischen Stil kreierten. Das sinnfällige System von Stütze und Last wurde durch ein Zusammenspiel von Kräftebahnen ersetzt, in dem auch die nicht lotrechten Kräfte, die man früher nicht zu bändigen wußte, immer besser beherrscht werden.

Damit ist auch klaggestellt, warum sowohl die flache Balkendecke wie auch der runde Bogen in der Gotik keinen Platz mehr haben. Aber es wäre verkehrt, zu glauben, der spitze Bogen hätte sich nur deshalb durchgesetzt, weil er spannungsgeladen ist, während Balkendecke und Tonnengewölbe in sich ruhen. Viel-



Schematische Darstellung des Steinskeletts für eine gotische Kirche mit dreischiffigem Lang- und Querhaus und Kapellenkranz ohne Turm; die Wände sind — wie die Fenster — nur Füllsel zwischen den Rippen



Aufriss eines fünfschiffigen gotischen Doms mit doppelten Strebebögen, Pultdach über den Seitenschiffen und Triforium zwischen Langhausarkaden und Mittelschiffenfenstern

mehr kommen sich in der Gotik — nicht nur beim Spitzbogen — die geradezu „expressionistische“ ausdrucks-künstlerische Konzeption und die zu ihrer Steinwerdung geeignete Technik in geradezu mysteriöser Weise entgegen. Der Spitzbogen ist unter den gegebenen Umständen sowohl die technische Lösung für den oberen Abschluß des Bauwerks wie auch stilistisch die ideale Vollendung des vertikal gerichteten Säulenwaldes, der nebenbei seiner Wirkung um so sicherer ist, je höher das Kirchenschiff im Verhältnis zu seiner Breite emporstrebt. Nachdem in der romanischen Bauperiode die Breite zur Höhe üblicherweise in einem Verhältnis 1:1,5, maximal 1:1,8 gestanden hatte, betrug alsbald die Höhe das 2fache, das 2 1/2fache, ja das 3fache der Breite. Freilich wuchsen mit dieser Übersteigerung der Höhe auch die statischen Schwierig-

keiten. Das Ganze wurde reichlich labil, aber man wußte sich wiederum zu helfen: Man ging von der üblichen dreischiffigen Bauweise zu fünf Schiffen über und gewann so die zur Erzielung einer ausreichenden Standfestigkeit notwendige Breite wieder. Die vielen Säulen haben allerdings zur Folge — zumal da ja meist nur das Mittelschiff einigermaßen hell erleuchtet ist —, daß man von keinem Standplatz im Dom mehr dessen Grenzen erkennen kann. Lag diese scheinbare Grenzenlosigkeit auch nicht so sehr im Sinne der Baumeister, so lag sie doch durchaus im Sinne der Kirche, deren Machtansprüche damals auch ins Grenzenlose wuchsen. Die Dombaumeister wollten also „eleganter“ bauen. Sie wollten dem Bau die Schwere nehmen, d. h. natürlich nur rein optisch, denn Last ist Last und will getragen sein. Aber gerade weil in den älteren

Für den Beschauer verschwimmen nach allen Seiten hin die Begrenzungen des Domes im Dunkel, symbolhaft für die unbegrenzten Machtansprüche der damaligen Kirche (Kathedrale zu Exeter)





Blick über das Strebewerk eines fünfschiffigen Domes; die Bögen sind seitlich und in der Höhe zweifach gestuft. Die Strebepfeiler bilden Tangenten zu den kreisbogenförmigen Unterteilen der Streb Bögen (Dom zu Köln)

Kirchen die Wände dem Beschauer den Eindruck ungeheurer Schwere vermittelten, mußte die Wand verschwinden. Sie war in dem Gliederbau des gotischen Doms nicht nur unnötig, sondern ausgesprochen unerwünscht.

Das „Verschwinden der Wand“ bringt nun ein Bauelement auf den Plan, dem wir nur in der Gotik begegnen: das Strebewerk. Wer einmal auf dem Dach eines gotischen Domes herumgestiegen ist, wird bestätigen, daß weder die Säulen im Innern, mögen sie auch noch so imposant und zahlreich sein, noch die reiche Ornamentik oder irgend etwas, was man zu ebener Erde erleben kann, entfernt einen so überwältigenden Eindruck auf den

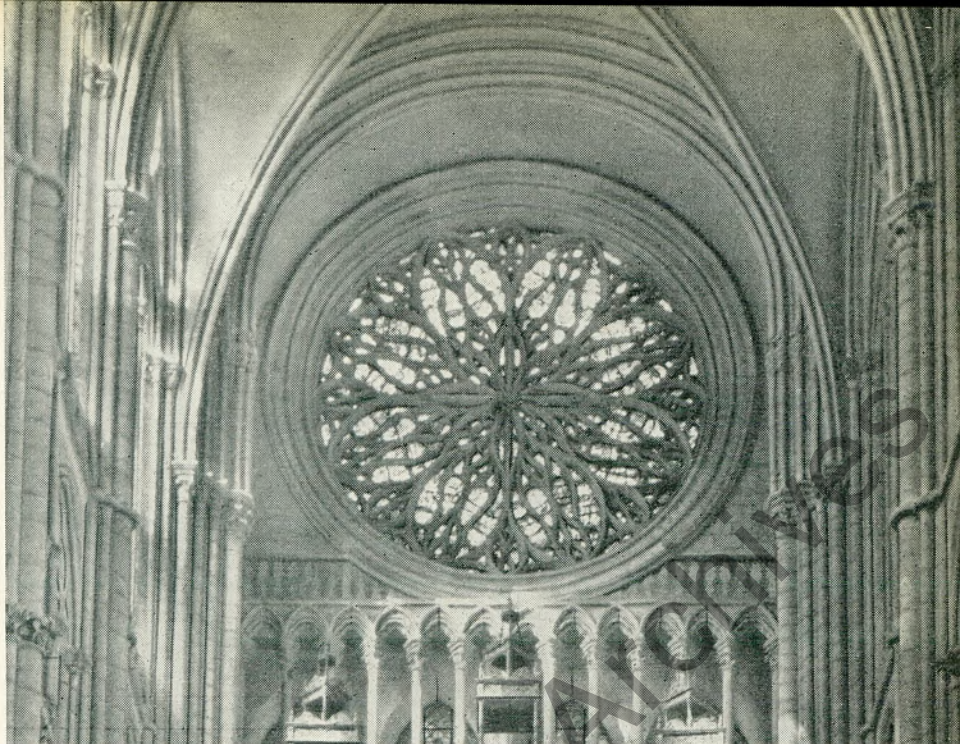
Beschauer macht wie der Wald der Strebepfeiler und Streb Bögen an der Außenseite. Dabei sind sie von Hause aus eine durchaus unerwünschte Notwendigkeit; sie sind zu nichts weniger erfunden als zu Dekorationszwecken. Ohne das Strebewerk wäre die enorme Überhöhung des Mittelschiffs ein frommer Wunsch geblieben. Der Dach- und Gewölbeschub würde die nur noch aus Fensterstöcken bestehenden und somit praktisch nicht mehr vorhandenen Wände ohne Gnade auseinanderprengen, wenn nicht jedes dieser Wandrudimente sich — ursprünglich über einen, später gelegentlich auch über zwei Streb Bögen — auf einen der massigen Strebepfeiler abstützen könnte.

Das Strebewerk demonstriert dem Beschauer, daß ein vollendetes Kunstwerk auch dann entstehen kann, wenn aus der Not einmal eine Tugend gemacht werden muß. Die Steine verkünden hier in überzeugender Weise das Axiom: Was zweckmäßig ist, ist auch schön! Damit aber noch nicht genug: Sie verraten auch, daß die Dombaumeister der Gotik sich nicht nur an riesige, bis dahin geradezu utopische Maße heranwagten, sondern daß sie darüber hinaus „das Maß“ besaßen. Eines ist jeweils auf das andere abgestimmt. Die Kunsthistoriker pflegen deshalb zu sagen: Die Gotik ist eine „mathematische“ Kunst — und sie haben recht! Man könnte noch hinzufügen, daß die Dombaumeister

speziell der normannisch-französischen Schule sich sogar ein äußerliches, für jedermann verständliches Sinnzeichen dieser mathematischen Grundhaltung geschaffen und es weithin sichtbar an ihren Domen angebracht haben: das Rosenfenster! Sie setzten es mitten in die ohnehin prächtige Fassade, damit es von dort aus zu den Menschen spräche: Seht her, hier ist der Schwer- und Mittelpunkt! Hier ist die Zirkelspitze eingesetzt — von hier aus ist der Plan nach allen Richtungen hin entwickelt worden!

Ohne Zweifel haben die Dombaumeister, wenn sie zu Lineal und Zeichenstift griffen, genauso gearbeitet, wie auch der heutige Ingenieur es tut: beginnend mit der Mittellinie. Von dieser aus entwickelt sich der Aufriß, zunächst nur mit Kräftebahnen. Die Mittelachsen der Säulen bilden eine Schar paralleler Geraden, eingegrenzt durch die Außenkontur des Bauwerks. Das Verhältnis Breite zur Höhe wurde zunächst nach Gutdünken festgelegt. Aus ihm ergab sich der Lagepunkt der Bogen- spitze über Mittelschiffflur. Dann wurde zum Zirkel gegriffen, das Gewölbeprofil wurde eingezeichnet. Damit hatte man die Punkte, an denen die Rippen aus dem Säulenbündel heraustreten sollten, und dies waren Punkte von größter Wichtigkeit:

Äußerer Anblick einer im wesentlichen nur aus Steinskelett und Fenstern bestehenden gotischen Kapelle (Sainte Chapelle, Paris)



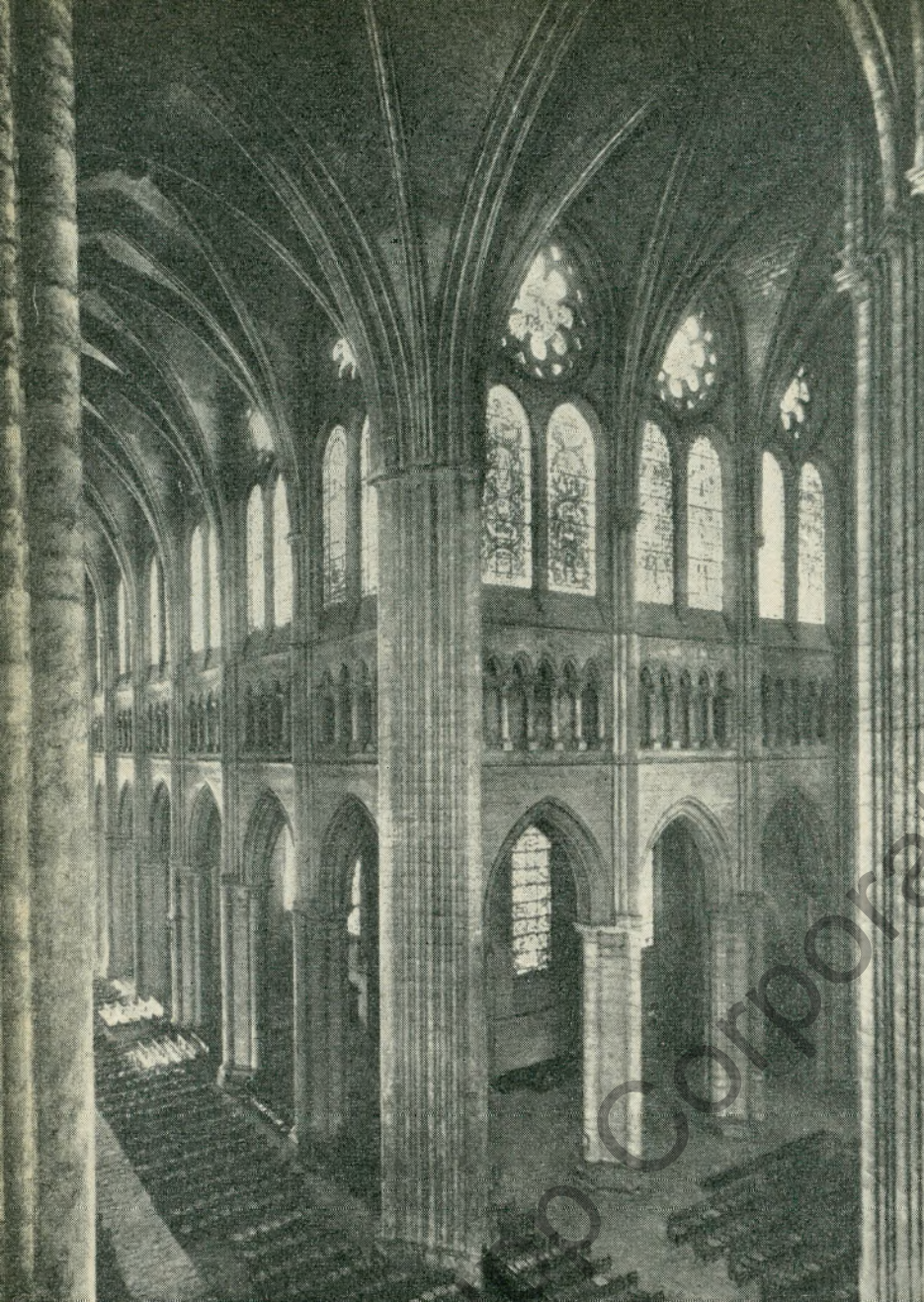
Beherrschende Lage des Rosenfensters in der Fassade eines gotischen Domes
(Innenansicht des Domes zu Amiens)

Sie waren Eckpunkte des Parallelogramms der Kräfte, die aus dem Gewölbe heraus auf die Tragekonstruktion wirkten. Die Frage, ob im 12. Jahrhundert das Parallelogramm der Kräfte bekannt war,

ist auf Grund von Nachprüfungen an gotischen Strebewerken mit Sicherheit zu bejahen; und dies ist die erste, und zwar sehr wichtige Antwort auf die Frage, ob die alten Baumeister nur empirische Kenntnisse hatten oder ob sie bereits Formeln oder sonstige wissenschaftliche Abstraktionen aus ihrer Empirie herleiteten. Aber nicht die Kunsthistoriker beantworteten uns diese Frage, sondern diejenigen, die uns die Geschichte der Mathematik geschrieben haben.

Demnach war zu der Zeit, als sich in Nordfrankreich der neue Stil entwickelte, d. h. in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, von dem, was wir heute im wissenschaftlichen Sinne unter Mathematik verstehen, noch keine Spur vorhanden. Alles, was unseren heutigen Konstrukteuren und Bauingenieuren schon von der Schule her geläufig ist, stammt aus einer späteren Zeit. Das einzige, was man damals gekannt haben muß, ist die Zerlegung einer Kraft in zwei im Winkel zueinander stehende Komponenten; man kann dies aus vielen Indizien schließen, die sich ergeben, wenn man die in Dächern und Gewölben herrschenden Kräfte ermittelt, sie zerlegt und dann den wirklichen Neigungswinkel der Strebebogen nachmißt.

Noch eine zweite Tatsache ist von größtem Interesse: Der schräge Strebebogen endet im senkrechten Strebepfeiler, der einen rechteckigen Querschnitt aufweist und den die abzufangende Kraft in Richtung seiner Hauptachse trifft. Man hat damals bestimmt noch nicht den Begriff des Widerstandsmomentes gekannt, aber man hat gewußt, daß ein Pfeiler einem horizontalen



Aufteilung der Wand zur Zeit der Hochgotik: Arkaden, Triforium (hochgelegener Laufgang), Mittelschiffenster, Gewölbe (Dom zu Chartres)

Schub um so mehr Widerstand bietet, je mehr räumliche Tiefe er dieser Kraft entgegensetzen hat.

Allgemein kann man beobachten, daß die Unterseiten der Streben bogenförmig ausgeführt sind und daß die Innenseiten der Strebepfeiler die Tangenten zu diesen Bögen bilden. Wahrscheinlich war diese Ausführungsweise eine geniale Intuition; man hoffte auf solche Art, die Kräftebahnen gewissermaßen zur Senkrechten hin umzubiegen und so die schrägwirkende Kraft durch einen — wenn auch theoretisch ungenügend weit ausladenden — Strebepfeiler in den Erdboden abzuleiten. Der Erfolg gab den kühnen Theoretikern recht, und die Erfahrung, daß man sich auf diese Weise helfen kann, dürfte sich von Dombau-

hütte zu Dombauhütte herumgesprochen haben.

Genau betrachtet, genügt das gefühlsmäßige Erfassen dieser beiden Dinge: des Parallelogramms der Kräfte und der Widerstandsmomente, um den Dombaumeistern die Lösung ihrer statischen Aufgaben zu ermöglichen.

In diesem Zusammenhang ist es vielleicht noch von Interesse, daß mancherlei Baueigentümlichkeiten sich erst aus der Zeichnung des Aufrisses ergaben. War aus Mittelschiff- und Seitenschiffprofil die Scheitelhöhe der Arkaden zwischen Mittel- und Seitenschiff ermittelt, dann hatte man die Höhe der Seitenschiffaußenwand und damit den Ansatzpunkt des Seitenschiffdaches, das üblicherweise als Pultdach

ausgeführt wurde. Die großen Mittelschiffenster konnten natürlich erst über der Linie ansetzen, an der das Pultdach die Mittelschiffwand traf. So ergab sich zwischen der Unterkante dieser Fenster und den Arkadenspitzen ein Streifen Wand, der in keiner Weise in das Konzept der Wandauflösung hineinpaßte. Noch einmal — zum letzten Male — zeigt es sich, daß die Dombaumeister aus dem vollen schöpften, daß es keine Schwierigkeit gab, die sie nicht mit souveränem Können meisterten. Sie höhlten den Wandstreifen aus, bauten über den Seitenschiffgewölben an der Langhauswand entlang eine Empore und durchbrachen die unerwünschte Wand mit Spitzbogenöffnungen, die sich unter den Mittelschiffsternen überaus reizvoll ausnahmen. Wieder einmal war das Prinzip gewahrt, und man hatte in luftiger Höhe einen — Triforium genannten — Laufgang, den man um den ganzen Dom herumziehen konnte.

Alles in allem betrachtet, zeigt sich, daß der „Geist der Gotik“ keineswegs gleichbedeutend mit einer raffinierten Technik ist, sondern daß er viele Aspekte hat. Er zeigt uns immer neue Seiten und gibt uns immer neue Rätsel auf. Nicht jeder unserer Zeitgenossen hat mehr ein Organ für die „Sprache der Steine“. Wenn aber die Steine, die unsere heutigen Architekten aufeinandertürmen, nicht mehr fähig sind, „Sursum corda“ zu rufen, so heißt das nicht, daß wir heute noch gotisch bauen sollten. Wir können nicht anders bauen, als es unseren heutigen geistigen und technischen Mitteln gemäß ist. Wenn aber die heutige Kunst neben der alten ihre Daseinsberechtigung hat, so heißt das nicht, daß alles „überholt“ ist, was uns aus früheren Zeiten überkommen ist, oder daß alles gut ist, was heute entsteht. Unverrückbar sollte für alte wie für moderne Sakralbauten die Forderung gelten, daß die Steine unmißverständlich sprechen sollten: Dies Haus ist ein Bethaus! Eine Kirche, die in einem Messegelände einen originellen Pavillon oder in einem Forschungsinstitut die passende Umkleidung für einen Atomreaktor abgäbe, ist verfehlt.

Wenn jemand in einem alten gotischen Dom nur noch die für die damalige Zeit erstaunliche Technik erkennt, den Ruf „Sursum corda“ aber nicht mehr vernimmt, dann sollte er trotzdem so ehrlich sein, zuzugeben, daß die alten Dome hinsichtlich ihres Daseinszweckes eine klare Sprache sprechen. Ohne die heutige Kunst zu verneinen, darf und muß man wohl zu dieser alten Kunst ja sagen. Wer sich von dem Geist, der aus den Steinen spricht, gefangennehmen läßt, der wird Erlebnisse nach Hause tragen, die ihm unvergängliche Freude bescheren.

Dr.-Ing. O. Wilmes, Maschinenbetriebe

Das Mädchen an der Schreibmaschine

Die Arbeit an der Schreibmaschine ist eigentlich ein Kinderspiel. Da sitzt eine nett angezogene und hübsch frisierte Jungfrau in einem bequemen Stuhl vor einer modernen Maschine und tippt ihre Briefe herunter. Dabei kann sie ruhig an etwas anderes denken, wenn nur die Briefe sauber, fehlerlos und möglichst schon vorhin fertig sind. Das bißchen Grammatik, Rechtschreibung und die paar Fremdwörter kann schließlich jeder, die Verantwortung trägt sowieso der Chef. Sie ist also nur eine Schreibkraft.

Wenn mich etwas in allen zehn Fingern juckt, dann ist es das Wörtchen „nur“ vor einer Arbeit, zu der der Sprecher selbst nicht fähig ist. Der Menschenkenner, der es gesagt hat, ist herzlich eingeladen, als stiller Beobachter so einen vergnügten Tag im Büro mitzuerleben. Es empfiehlt sich jedoch, ihn seelisch etwas darauf vorzubereiten. Es gibt dort zum Beispiel Arbeitskräfte — bitte beachten Sie die vorsichtigneutrale Bezeichnung! — die schnell, sauber und fehlerfrei schreiben. Es gibt aber auch andere, die jedoch in unserem Werk nicht alt werden.

Es gibt

Arbeitskräfte,

die klar, deutlich und gut diktieren und gut leserliche Manuskripte weitergeben. Ob Sie es glauben oder nicht:

Es gibt auch andere!

Und die sorgen dafür, daß aus einer glatten Arbeit eine sogenannte „interessante Tätigkeit“ wird. Und wenn der Teufel die Hand im Spiel hat — und Wissenschaft mit einer Handschrift gepaart ist, die an die Schriftrollen vom Toten Meer erinnert —, dann entwickelt sich die Schreiberin zur Schriftgelehrten, anerkannt, nur ohne Titel.

Manchmal kommt Besuch ins Büro, etwa ein Lieferant, der eine Maschine verkaufen möchte. Den empfängt ein Ingenieur, der

wissen will, wie sie funktioniert. Und dazu kommt ein Kaufmann, den lediglich interessiert, was sie kostet. Damit aber der Nachwelt nicht verlorengeht, was das Dreimännerkollegium beschlossen hat, wird alles stenografiert. Und nun verrate ich ein Geheimnis, was meines Wissens noch nie enthüllt wurde: Wenn drei Männer schweigen, dann schweigen sie gemeinsam. Wenn sie reden, dann gleichzeitig. Und diesen dreistimmigen Männerchor soll das Mädchen zu Papier bringen, und zwar von drei widersprechenden Meinungen jeweils die richtige. Dabei hat der Kaufmann immer recht, denn er kann ja kopfrechnen, nicht wahr? Der Ingenieur irrt sich selten oder nie, denn er hat schon ganz andere Maschinen gebaut. Der Lieferant ist über allen Zweifel erhaben, denn er gibt seine Maschine nur aus purer Gefälligkeit her.

Was ich tun kann, um das Weltbild unseres Menschenkenners zu vervollständigen, das geschieht. Dazu gehört übrigens auch ein kleines Kapitel über Äußerlichkeiten.

Gutes Aussehen ist — wie überall in der Welt — auch im Büro von Vorteil.

Wer gut aussieht und mittelmäßig schreibt,

findet schneller eine Stellung als die Kollegin, die gut schreibt und mittelmäßig aussieht. Zum Ausgleich dafür pflegt Leistung im Betrieb länger zu leben als Schönheit. Sonst wären alle Büros der Welt voll von niedlichen Backfischen, und man müßte Altersheime bauen für die müden Greisinnen von Dreißig. Denn Frauen dieses Alters werden heute allen Ernstes bei gewissen Firmen schon als zu alt für eine Bürostelle abgelehnt. Der freundliche Herr, der den Damen dies bereits bei der Vorstellung schonend mitteilt, ist erst fünfzig, und fünfzehn Jahre später sträubt er sich vielleicht mit Händen und Füßen, in Pension zu gehen; denn er ist ja noch „auf der Höhe seines Schaffens“, meint er.

Hier scheint mir die Gleichberechtigung noch etwas unterentwickelt zu sein, aber das wird sich wohl noch geben. Glücklicherweise ist in unserem Werk das „Mittelalter“ ganz gut vertreten, und das Werk scheint nicht schlecht dabei zu fahren. Aber ich möchte nicht versäumen, auch einmal die Chancen zu schildern, die dieser viel diskutierte Beruf zu bieten hat:

Es kommt alle paar Jahre einmal vor, daß eine Stenotypistin Überstunden machen muß. Da sitzt sie also an einem schönen Sommerabend und schreibt einen ganz langweiligen Brief von sieben Seiten.

Plötzlich geht die Tür auf,

und ein junger Mann tritt ein, schön wie ein junger Gott und reich wie Rockefeller (es kann auch der Sohn von einem Direktor sein). Der bleibt stehen, wie vom Donner gerührt, und sagt: „Die oder keine!“ Er führt sie noch am selben Abend ins nächste Tanzcafé und acht Tage später mit zehn Meter Schleppe zum nächsten Traualtar. Ihr verlassener Chef weint dicke Tränen vor Schmerz und fleht sie auf Knien an, doch zu bleiben. Die bösen Zwiebeln im Büro werden grün vor Neid. Und wenn sie nicht gestorben ist . . .

Es ist eine wundervolle Geschichte, und sie wird immer wieder neu verfilmt. In der harten Wirklichkeit kommt sie so oft vor, wie es Dukaten regnet oder der Mond Junge kriegt. Das sollte der Menschenkenner seiner Tochter klarmachen, bevor sie ins Berufsleben eintritt. Es lohnt sich. Denn im Hinblick auf den sogenannten privaten Sektor ist Nachbars Fritz („der kleine Mann“) in der Hand auf jeden Fall besser als ein Direktor (oder ein anderer „großer Mann“) auf dem Dach.

Man kann für oder gegen diesen Beruf sein, ihn anstrengend und schwierig oder abwechslungsreich und spannend finden. Romantisch ist er wirklich nicht. Hier irrt der Film.



Theodor Blank:

Die Technik und der Techniker im Spannungsfeld nationaler und internationaler Entwicklungen

**Einem kürzlich in Dortmund
gehaltenen Vortrag
des Bundesministers
für Arbeit und Sozialordnung,
Theodor Blank,
entnehmen wir mit besonderer
Genehmigung:**

Selbstverständlich stehen die Technik und der Techniker im Spannungsfeld nationaler und internationaler Entwicklung. Wer steht nicht darin? Auch der Forscher, der Unternehmer, der Arbeiter, der Soldat, der Schriftsteller, der Künstler — wir alle befinden uns im Spannungsfeld nationaler und internationaler Entwicklungen. Nur hat die Technik deshalb eine Sonderstellung, weil ihrem Wirken sich niemand entziehen kann. Sie durchdringt und verändert das Dasein in unbeschreiblich vielfältiger Weise. Wohin sie uns noch führt, wir wissen es nicht. Aber mit ihren Konsequenzen müssen wir fertig werden, und diese gehen quer durch unser nationales Leben hindurch. Sie machen auch an den Landesgrenzen nicht halt. Um das zu erläutern, bedarf es keines Hinweises auf Erdsatelliten und Weltraumfahrt. Das Thema ist ein zeitloses, es hätte schon vor hundert Jahren gestellt werden können. Mindestens seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts ist die Geschichte Deutschlands und anderer Industrievölker nur noch auf dem Hintergrund des technischen Fortschritts verständlich. Seitdem sind ganz augenfällig die bewegenden geistigen Kräfte und politischen Aktivitäten auch in der technischen Entwicklung begründet. Können Sie sich den Marxismus, die Sowjetunion, den zweiten Weltkrieg, den Ost-West-Konflikt vorstellen ohne den Anteil der Technik an ihrem Entstehen?

Es war die Technik,

die diese unsere Welt zu einer Welt gemacht hat. Aber vorher ist es wiederum die Technik gewesen, deren Mittäterschaft wir das Aufkommen der Spannungsfelder innerhalb dieser einen Welt verdanken. Wann immer die Technik Einfluß hatte auf das Lebensgefühl und die Lebenslage breiter Bevölkerungsschichten, wo immer sie Fortschritte oder Gefahren für Millionenmassen herbeiführte, geschah dies alles ungleichmäßig. Das ist entscheidend. Der technische Fortschritt vollzog und vollzieht sich in den Produktionszweigen unterschiedlich, die Berufsgruppen und Gesellschaftsschichten haben verschiedenen Anteil daran; die Länder und Völker sind ungleich von ihm erfaßt, manche stehen mitten im Geschehen, viele am äußersten Rande. Daraus entstanden und entstehen Konflikte,

dadurch setzte sich die Technik in politische Wirkungen um, sei es innerhalb der Staaten oder zwischen diesen.

Technik hat von sich aus

soziale Verhältnisse geschaffen

und soziale Ordnungen umgewälzt, aus ihr sind Sozialprobleme weltweiten Ausmaßes hervorgegangen. Denken Sie an die Klassegegensätze, an die Spannungen auf der Stufenleiter des zivilisatorischen Fortschritts, an die soziale Wurzel auch neuzeitlicher Revolutionen. Es gibt kein Unbeteiligtsein der Technik am Sozialgeschehen in der Welt. Das war und ist so, und ich vermute, daß es auch in Zukunft so sein wird. Denn nicht nur die politischen Entscheidungen hängen in einem bisher ungekannten Maße von der Arbeit in den Konstruktionsbüros und Laboratorien und vom technischen Potential der Staaten ab; auch das soziale Wohlergehen des einzelnen, der gesellschaftlichen Gruppen, der Völker und Völkergemeinschaften ist dem Einfluß der Technik unbegrenzt zugänglich. Sie bedarf daher nach unser aller Erfahrung einer sozialen Kontrolle, damit ihre Wirkungen für die Menschheit unter größerem Wahrscheinlichkeitsgrad förderlich und segensreich sein können.

Von dieser Seite fällt ein Licht auf das Politische an der Arbeit des Sozialpolitikers. Es hat immer wieder soziale Utopien gegeben; auch die Gegenwart kennt sie. Wer sich aber mit den Beziehungen zwischen Technik und Sozialpolitik beschäftigt, der hat es mit Realitäten zu tun und ist gezwungen, realistisch zu sein. Sie haben gesehen, daß ich von der Unausweichlichkeit der Technik ausgehe. Ob wir den technischen Fortschritt begrüßen oder nicht, er ist eine Tatsache, die uns zur Stellungnahme und zum Handeln zwingt.

Ich habe durchaus Verständnis dafür, daß viele Menschen angesichts des dramatischen Gestaltwandels technischer Errungenschaften dem

Kulturpessimismus

verfallen. Es wundert mich auch nicht, wenn die Zahl derer wächst, die beim Gedanken an die Fortsetzung des Automatisierungsprozesses oder an den zukünftigen Einfluß der Kernenergie auf die Wirtschaft

unseres Landes und das Privatleben jedes einzelnen ein Angstgefühl überkommt. Doch ist dieses Angstgefühl nichts Neues. Es hat die Menschheit begleitet, seit die ersten Erfinder und Erfindungen das Leben auf Erden zu verändern begannen. Neu ist nur die Weltweite der Besorgnis. Aber auch sie folgt aus der Technik, nämlich aus der Vervollkommenheit des Informationswesens und der unbeschränkten Publizität technischer Vorgänge. Alles das ist unänderlich, wir müssen es hinnehmen. Das macht uns aber nicht zu Fatalisten. Denn es ist ebenso eine Tatsache, daß wir die wünschenswerte Entwicklung für den Menschen und durch den Menschen bewirken können, wenn wir es nur wollen. Im Grunde handelt es sich ja gar nicht um eine Angst vor der Technik, sondern um eine

Angst vor dem Menschen

Seine sittliche Substanz und Zuverlässigkeit gegenüber den Versuchungen der Technik werden bezweifelt. Aus diesem Zweifel resultiert das Streben nach Sicherheit, das uns auf allen Gebieten entgegentritt. Soweit es in der technischen Entwicklung begründet ist, muß es anerkannt und berücksichtigt werden. Darüber sind sich jedenfalls die Sozialpolitiker seit mehr als einem Jahrhundert einig. Denn es kann nicht in das Belieben des einzelnen gestellt sein, ob er seine Mitmenschen oder Mitarbeiter auf dem Wege über die Technik in Gefahr bringt oder sie vor Gefahren schützt. Das rechte Verhalten muß, soweit dies möglich ist, politisch gewährleistet werden.

Ich erinnere daran, daß die Sozialpolitik ihren Anfang nahm beim

Arbeitsschutz

Die Menschen mußten abgeschirmt werden gegen die Bedrohung ihrer Gesundheit, die der Arbeitsprozeß mit sich brachte, und gegen den Raubbau an ihrer Arbeitskraft, der in den Anfängen des Industriezeitalters die Regel war. Dabei verbanden sich die Menschenfreunde mit den Ökonomen. Man sah ein, daß Arbeitsunfälle teuer sind und der Arbeitsschutz Kosten erspart. Auch hat man im Laufe der Zeit erkannt, daß der Arbeitsschutz Bestandteil der sozialen Ordnung ist, ein unabdingbares Erfordernis im Interesse des sozialen Friedens und

ein Element des sozialen Rechtsstaats wie einer christlichen Gesellschaftsordnung. Es ist überhaupt keine sozialpolitische Aktivität denkbar, die nicht irgendwie auch aus der technischen Entwicklung herührt und von ihr weiterhin ständig zu Anpassungsmaßnahmen genötigt wird. Die Erwerbstätigkeit vollzieht sich unter dauernd wechselnden Umständen; Veränderung ist viel augenscheinlicher als Dauer und Bestand. Es wandeln sich ebenso die Anteile der einzelnen Wirtschaftszweige an der Gesamtwirtschaft wie die Vollzugsformen der individuellen Berufsarbeit. Gegenüber der Industrie und der Landwirtschaft haben die Verwaltung und Verteilung, das Nachrichten- und Verkehrswesen erheblich an Umfang zugenommen. Die

Gruppe der Angestellten

wächst schneller als die der Arbeiter. Die Arbeitsgesellschaft verändert dauernd ihre Konturen, und immer ist es die technische Entwicklung, die uns anhält, mit unseren Maßnahmen, also der Berufsberatung, Begabtenförderung und Arbeitslenkung, auf der Höhe der Zeit zu bleiben. Denn die Dynamik des Technisierungsprozesses, der unser Leben ausgesetzt ist, wirft nicht, gleichsam als Nebenprodukt, das Wohlergehen des einzelnen und die gesunde Ordnung der Gesamtheit automatisch mit ab.

Beachten Sie bitte auch das von der technisch-wirtschaftlichen Entwicklung ausgelöste Streben nach Sicherheit nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Beschäftigung. Unsere Sozialversicherung ist eine Reaktion auf die technisch ermöglichten Formen industrieller Erwerbstätigkeit. Sie haben den Proletarier geschaffen, der über nichts verfügt als über seine Arbeitskraft. Er wurde allein auf das Arbeitseinkommen als Lebensgrundlage verwiesen. Folglich mußten nicht nur durch

Normen des Arbeitsrechts

die Angemessenheit und Stetigkeit dieses Arbeitseinkommens gewährleistet, sondern auch Vorkehrungen für Situationen getroffen werden, in denen kein Arbeitseinkommen erzielt werden kann. Die Technik zwang den Sozialpolitiker, sich etwas einfallen zu lassen — aus humanitären, aus ökonomischen und ebenso aus politischen Gründen.

Die soziale Sicherung ließ sich aber nicht auf Anhieb endgültig gestalten. Heute ist Arbeit nicht mehr notwendig mit Armut verbunden, vielmehr nötigt wachsender Wohlstand zu ständiger Überprüfung der Sozialleistungen dahingehend, ob sie noch als ausreichend gelten können. Überprüft werden muß aber auch laufend, ob das Sicherheitsbedürfnis selbst sich nicht etwa gewandelt hat, ob es also größer oder geringer geworden ist, und ob nicht neue, ergänzende Formen der Sicherung, wie Eigentumsbildung, zugunsten der herkömmlich Eigentumslosen sich realisieren lassen.

Bei diesen Andeutungen soll es sein Bewenden haben. Die Technik als Triebkraft der Veränderungen ist ebenso erkennbar wie die politische — die nationale wie internationale — Reichweite der Aufgaben, die dem Sozialpolitiker aus diesen unaufhörlichen Veränderungen zuwachsen. Doch sind es nicht nur Aufgaben des Sozialpolitikers, sondern ebenso des Technikers. Beide müssen Hand in Hand arbeiten.

Wir brauchen den Techniker,

der, sozialpolitisch orientiert, für die sozialen Wirkungen und Wirkungsmöglichkeiten seiner Tätigkeit ausgeschlossen ist. Er sollte sich seine Ziele nicht nur stecken lassen von denen, die produzieren, verkaufen und Gewinne machen wollen. Nur die Technik ist überhaupt sinnvoll, die zu unserem persönlichen und sozialen Wohlbefinden beiträgt. Daran haben die Techniker in der Welt nicht immer, vielleicht nicht einmal überwiegend gedacht. Im Vordergrund stand die Nutzanwendung ihrer Arbeit für den Wirtschaftserfolg und die Machtentfaltung; die sozialen und moralischen Gesichtspunkte des technischen Fortschritts traten dahinter zurück. Ich bin der Meinung, so muß es nicht sein, es darf auch so nicht bleiben.

Ganz konkret will ich deshalb auf einige

Forderungen des Sozialpolitikers an den Techniker

eingehen, wobei die Beschränkung schwieriger ist als das Bemühen um Vollständigkeit. Erinnern Sie sich aber bitte daran, daß ich nicht zu den Gegnern der Technik gehöre; ihr Wert für die Menschen ist offen-

kundig, und Gegnerschaft wäre unvernünftig. Dagegen entspricht es meiner Überzeugung, daß wir in bezug auf die Technik nicht nur die Getriebenen sind, sondern durchaus die Möglichkeit der Wahl und Entscheidung haben.

Technik sollte für uns mehr sein als reine physikalische und chemische Artistik, mehr als die Ausschöpfung von Variationen, die im Rahmen der Naturgesetze denkbar sind. Wir sollten die Technik auffassen als eine nach allen Seiten zweckvolle und vertretbare Betätigung menschlichen Geistes. Eine so verstandene ganzheitliche Technik hat außer den Naturgesetzen noch andere Grenzen, nämlich solche, die sich vom Sozialen und vom Humanen her ergeben.

Wenn ich von der Möglichkeit der Wahl und der Entscheidung sprach, die uns immer bleibt, so meine ich, daß wir uns nicht anders zu entscheiden haben als nach dem Bilde vom Menschen, das wir unabhängig halten können von jedem technisch-wirtschaftlichen Fortschritt, unabhängig auch von nationalen und internationalen Entwicklungen. In dieses Bild vom Menschen paßt der

Drang nach immer höherem Lebensstandard

zwar hinein, aber doch nicht bedingungslos. Es würde dem Sozialpolitiker schlecht anstehen, wenn er sich als Feind einer zunehmenden Verbesserung der Lebenshaltung aufzuführen wollte. Wenn diese aber schon ein erfreuliches Ausmaß auch in der Breite erreicht hat und unser Land insofern bereits zu den privilegierten Ländern auf dieser Erde gehört, so muß erst recht darauf gesehen werden, daß der soziale Fortschritt nicht mit dem Verlust immaterieller menschlicher Werte erkauft wird. Auch der Techniker steht hier unter einer Verantwortung, der er sich nicht entziehen kann.

Die Anpassung von Technik und Berufsausbildung

muß wechselseitig erfolgen. Das gilt vor allem bei wachsender Mobilität der Arbeitskräfte, wie wir sie heute erleben, und bei Veränderung der Arbeitsformen, die ein Dauervorgang ist.

Auch das Ausbildungsproblem greift ja weit über den Einzelbetrieb hinaus. Mitbeteiligt an der Verantwortung sind Schule und Hochschule

und die Gesellschaft als Förderer einer planmäßigen und modernen Erwachsenenbildung. Ich könnte mir vorstellen, daß die Sozialpartner in Zukunft einmal den tariflichen Urlaub beträchtlich verlängern, und zwar nicht nur unter Gesichtspunkten der Erholung, sondern auch zum Zwecke der beruflichen Weiterbildung. Ein reiches und immer noch wachsendes Angebot an Menschen mit hohem Bildungsstand ist für die soziale und wirtschaftliche Entwicklung in allen Ländern der Welt zur unabdingbaren Voraussetzung geworden. Es scheint bereits im Begriff, zu einer Bedingung der nationalen Daseinsbehauptung zu werden. Die Gesellschaft muß eine

Bildungsgesellschaft

sein, wenn der soziale Fortschritt andauern soll. Sie kann ihre volle Leistung nur entfalten, wenn jeder Angehörige dieser Gesellschaft eine Ausbildung erhält, die bis an die Grenze seiner Möglichkeiten führt. Hier handelt es sich, das brauche ich nur am Rande zu betonen, natürlich nicht nur um eine Begegnung von Technikern und Sozialpolitikern, sondern in erster Linie um eine Aufgabe der Pädagogen aus Leidenschaft, deren wir nach meinem Eindruck in Deutschland immer noch viel zu wenige haben. Zu einem beträchtlichen Teile sind die Techniker heute auch als Pädagogen tätig, und gerade dann können sie ihrer Verantwortung nicht gerecht werden ohne das soziale Ethos, das den Menschen und seine Persönlichkeit bedingungslos der Technik überordnet. Niemals dürfen wir vergessen, daß

die politischen Konflikte in der Welt auch soziale Konflikte

umschließen. Die Techniker stehen in der vordersten Front der Auseinandersetzung. Nur mit Einfühlung in fremde Mentalität, mit Aufgeschlossenheit für die neuen und gänzlich andersgearteten sozialen Probleme werden sie es dahinbringen, daß ihre berufliche Tüchtigkeit auch in den Entwicklungsländern den Weg ebnet für unsere Ideale der Freiheit und Menschenwürde, der Gerechtigkeit und der Sicherheit.

Milliardenbeträge werden bereits für die Entwicklungsländer aufgebracht. Aber noch immer hungern und verhungern Millionen von Menschen in der Welt. Mehr als die

Hälfte der Erdbevölkerung lebt nach unseren Begriffen im Elend. Auch steigt der Lebensstandard dort nicht am stärksten, wo der Anstieg am nötigsten wäre. Es kann und es muß mehr getan werden, als bisher geschehen ist. In unserem Lande sollten wir mehr ausländische Techniker ausbilden, mehr Stipendien geben, mehr Studienplätze zur Verfügung stellen und auch eine größere Anzahl unserer eigenen Techniker in die Welt hinausschicken. Wahrscheinlich ist eine solche Form der Hilfe und Zusammenarbeit auf technisch-sozialem Gebiet

der beste Verteidigungsbeitrag,

den die freie Welt überhaupt leisten kann. Denkt man daran, was die Menschen für den Krieg aufbringen konnten, so sollte man meinen, daß sie auch in der Lage sind, das Problem des Hungers und des Elends in der Welt zu lösen. Lassen wir uns durch Sorgen im eigenen Lande nicht ablenken von der gewissenhaften Beobachtung der Lage in anderen Kontinenten. Suchen wir nach Lösungen, die nicht durch den Hochmut der Völker, die Verteidigung privater Interessen oder durch Vorurteile verfälscht sind. Dann können die Erträge internationaler Gemeinschaftsarbeit allen zugute kommen.

Die Technik und der Techniker im Spannungsfeld nationaler und internationaler Entwicklungen — noch unendlich viel könnte man darüber sagen. Nur das eine lassen Sie mich zum Abschluß Ihnen nahebringen: Wenn wir unsere Welt als eine technische begreifen, wenn wir feststellen, daß die Lebensumgebung des Menschen immer künstlicher und konstruierter geworden ist, so haben wir allen Anlaß, dafür einzutreten, daß die gleiche Welt trotzdem eine soziale und menschliche bleibt. Das gilt für das Leben innerhalb wie außerhalb der Arbeit. Nicht nur in der Freizeit, auch während der Arbeitszeit muß der Mensch sich als Persönlichkeit entfalten können. Die Arbeitnehmer sollten

stärker an den Maßnahmen der technischen Rationalisierung beteiligt

werden und Einfluß auf ihre eigene Laufbahn erhalten, so daß sie von der Geltung und Wirkung des Leistungsprinzips überzeugt sein können. Der Wechsel des Arbeits-

platzes muß möglich sein, wo immer die Arbeiter ihn wünschen und die Arbeitsbedingungen ihn erlauben. Trotz weitestgehender Arbeitsteilung haben wir auch in Zukunft mehr Augenmerk darauf zu richten, daß die jeweilige Berufstätigkeit als wertvoll für die Gesamtheit empfunden und erlebt werden kann.

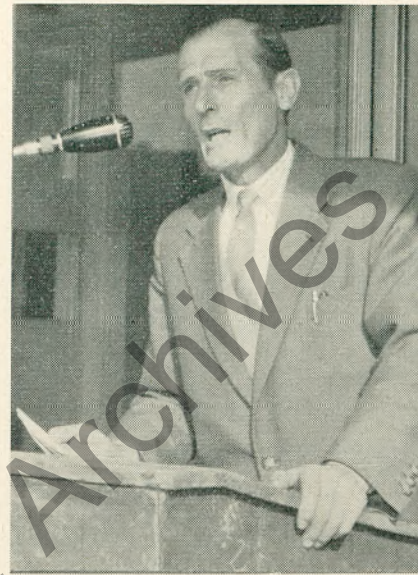
Der Techniker wirkt nicht nur durch sein Werk, sondern auch durch seine Person. Er nimmt im Betrieb die Mittelstellung ein zwischen Arbeiter und Unternehmer. Das ist eine sehr prekäre und verantwortungsvolle Position. Es hat in der Vergangenheit oft den Anschein gehabt, als sehe der Techniker die Arbeitskräfte vorwiegend aus der Perspektive des Produktionszwecks. Seine naturwissenschaftlich-technische Denkweise ließ ihn aufgeschlossener sein für die Rationalität und Ökonomie des Arbeitsvorganges als für die natürlichen Bedingungen menschlicher Zusammenarbeit. Unter solchen Umständen konnte die soziale Funktion des Technikers nicht voll zur Geltung kommen. Ihre Bedeutung aber läßt sich kaum überschätzen. Die Masse der Belegschaft formt sich unvermeidlich nach dem Vorbild der mittleren Schicht. Deshalb kommt es auf die Gestaltung dieses Vorbildes ganz entscheidend an. Machen Sie ernst mit dem Bekenntnis, daß

die Maschine für den Menschen da

ist und nicht der Mensch für die Maschine. Lehren Sie Ihre Mitarbeiter, daß der technische Fortschritt nur eine Bedingung menschlichen Daseins ist und nicht dessen Erfüllung. Machen Sie sich aber vor allem selbst immer wieder den Sinn des Vorgangs klar, der seit 150 Jahren das Leben auf der Erde so rapide verändert: daß nämlich die Maschine den Menschen von Arbeiten befreit, die auch leblose Apparate verrichten können, damit der Mensch um so freier und reifer an die Aufgabe herangehen kann, die nur er allein zu erfüllen vermag: geistige Bildung und ethische Vervollkommenung. Das können Sie an sich selbst und an anderen immer wieder bewahrheiten, wenn Sie bei Ihrer Arbeit nicht nur ein Mehr an Gütern und Dienstleistungen, sondern in erster Linie auch ein Mehr an Menschsein im Auge haben, das vordringlicher ist als aller technischer Fortschritt der Welt.



Der Betriebsrat berichtet



In der Belegschaftsversammlung vom 22. Oktober erklärte der **Betriebsratsvorsitzende Albert Pfeiffer u. a.:**

„Nachdem ich in der letzten Versammlung schon von einer besseren Lage auf dem Stahlmarkt sprechen konnte und eine weitere Besserung andeutete, kann ich heute sagen, daß dies tatsächlich eingetreten ist. Wir haben in der Berichtszeit 400 Neueinstellungen vornehmen können. Ich glaube, daß dies immerhin für uns ein erfolgreiches Ergebnis ist. Aber wir müssen wissen, daß die günstige Entwicklung auf dem deutschen Stahlmarkt nicht eine Ursache des amerikanischen Stahlarbeiterstreiks ist, wie man es uns manchmal einreden möchte. Wenn auch der Export nach Amerika etwas gestiegen ist, so ist der Import Amerikas — gemessen an der Erzeugung — doch sehr gering; er beträgt nur 3,6 v. H.

Die Belebung des deutschen Stahlmarktes ist meiner Ansicht nach damit zu erklären, daß

1. die im vorigen Jahr leergewordenen Läger wieder aufgefüllt werden, denn die Lieferfristen liegen heute schon wieder bei 3 bis 4 Monaten,
2. eine Stahlpreissenkung nicht zu erwarten ist,
3. die Investitionsgüterindustrie auf vollen Touren läuft.

Es mögen darüber hinaus noch andere Merkmale dazu beigetragen haben, die für uns aber nicht so wesentlich sind.

Für uns ist entscheidend, daß wir

unsere volle Arbeitszeit ausfahren

können. Wir wollen hoffen, daß die schwere Zeit, die hinter uns liegt, nicht wiederkommt. Mögen die Verantwortlichen von Wirtschaft und Regierung Sorge tragen und früh genug planvoll zusammenarbeiten, um eine erneute Flaute oder sogar Krise zu verhindern.

Regelmäßig fanden Betriebsrats-, Kommissions- und Ausschusssitzungen statt, in denen alle anfallenden Probleme behandelt wurden. Nicht immer konnte alles mit dem Vorstand so geregelt werden, wie es der Betriebsrat sich vorstellte. Hierbei denke ich insbesondere an die Abteilungen

Lohn- und Tarifwesen.

Unsere Kollegen des Lohnausschusses sind laufend damit beschäftigt, daß die Arbeitsplatzbewertung für die ganze Hütte beendet wird. Es wurde erreicht, daß der Einfluß der Kollegen

der Lohnkommission auf die Lohngestaltung nicht eingeschränkt wurde.

Wir alle wissen wohl, daß die Regelung der Lohnfragen eine unserer größten Aufgaben ist. Mancher Antrag, der in den letzten Wochen gestellt wurde, konnte zugunsten der Kollegen ausgehandelt werden. Es gab allerdings auch einige Anträge, die die Lohnkommission nicht durchzusetzen vermochte. Hier denke ich insbesondere an das Thomaswerk und Breitbandwalzwerk. Der Betriebsrat wird immer wieder versuchen, daß die Kollegen einen gerechten Anteil erhalten. Ich weiß, daß unsere Kollegen in der Lohnkommission eine der schwersten Aufgaben zu erfüllen haben, aber es muß auch gesagt werden, daß sie ihre

Aufgabe sehr ernst nehmen

und alles versuchen, um das Bestmögliche zu erreichen.“

Albert Pfeiffer wies auf das Tarifabkommen der Arbeiter und auf den Manteltarif hin. Bei diesen Verhandlungen sei es nicht um klassische Lohnforderungen im üblichen Sinne gegangen, sondern vielmehr um eine bessere tarifliche Lohnabsicherung. Es hätte immerhin manches erreicht werden können, wenn auch nicht alle Kollegen in den Genuß der Besserungen kämen.

„Unser Nachtschichtzuschlag betrug 20 Pfennig je Stunde. Er konnte tariflich auf 15 v. H. vom Facharbeiterlohn festgelegt werden. Das sind 30 Pfennig je Nachtschichtstunde.

Für die Sonntagnachtschicht wurden 50 v. H. vom Facharbeiterlohn, das sind 1,02 DM je Samstagnachtschichtstunde, festgelegt. Der Sonntagszuschlag beträgt nicht mehr 50 v. H., sondern 70 v. H.“

Immer noch zuviel Unfälle

„Wir müssen ernstlich an die vielen Unfälle denken. Im zweiten Vierteljahr hatten wir 314 meldepflichtige Unfälle, im dritten Vierteljahr dagegen waren es 423 meldepflichtige und 4 tödliche Unfälle. Wir sehen das Ansteigen der Unfälle zu einem Teil darin begründet, daß der Mensch durch die lang anhaltende Hitzeperiode zu stark strapaziert worden ist. Auch bei anderen Hüttenwerken sind die Unfallzahlen im gleichen Umfange angestiegen. Ich habe an euch alle die Bitte: Beachtet mehr die Unfallverhütungsvorschriften. Einer muß auf den anderen mehr Rücksicht nehmen. Fast alle Unfälle haben tragische Folgen. Helfen wir alle mit, Unfälle zu vermeiden, denn Gesundheit ist das höchste Gut, das wir besitzen.

Um die Sonntagsarbeit

Ihr alle kennt das Problem, das uns Arbeitnehmern große Sorgen macht: die Sonntagsarbeit in den Schmelzbetrieben und Walzwerken erster Hitze.

Der von uns gestellte Antrag auf Verlängerung der Sondergenehmigung ist bis zum 30. 4. 1960 vom Landesarbeitsminister Ernst genehmigt worden, jedoch längstens bis zum Inkrafttreten einer Novelle zur Bundesratsbekanntmachung vom 5. 2. 1958.

In der Werkzeitschrift von September 1959 sind wir auf dieses Problem ausführlich eingegangen, und deshalb brauche ich mich hier nicht zu wiederholen. Aber nunmehr kommen außenstehende Kreise auf uns zu, die ihre Sorge um den Stahlarbeiter kundtun wollen.

Wir Betriebsräte wissen, was es für den Stahlarbeiter heißt, sonntags zur Schicht gehen zu müssen, deshalb auch unsere Forderung auf weitere Verkürzung der Arbeitszeit.

Die Gewerkschaften haben auf dem DGB-Kongreß in Stuttgart erneut klar und eindeutig diese Forderung aufgestellt. Aber der stellvertretende Bundeskanzler, unser Wirtschaftsminister Prof. Erhard, forderte die Gewerkschaften auf, „maßzuhalten“ mit weiteren Verkürzungen der Arbeitszeit. Diese Kreise sind es doch letzten Endes, die Gesetze verabschieden, und z. Z. sind Bestrebungen im Gange, die Bundesratsbekanntmachung vom 5. 2. 1958 abzuändern mit einer Novelle, die sich zum Nachteil unserer Stahlarbeiter auswirken soll.

Weil wir mehr freie Sonntage wollen,

weil wir wissen, daß der Stahlarbeiter neben der Arbeit Freizeit für sein persönliches Wollen haben muß,

weil wir wissen, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit dringend notwendig ist,

deshalb bemühen wir uns gerade um dieses Problem so sehr, und immer werden wir uns für das Bessere entscheiden müssen.

Dieses haben wir ganz klar und eindeutig der Regierung in Bonn und allen Fraktionen des Bundestages mitgeteilt.

Ich hoffe, daß unser Schreiben dazu beiträgt, daß nicht ein Gesetz oder eine Verordnung vom „grünen Tisch“ erlassen wird, sondern daß

der Praxis Rechnung getragen

wird.

Wir werden uns jeder Verschlechterung entgegenstellen, weil wir erkannt haben, daß es Vorteile gebracht hat, von Schlafsonntagen zu echten freien Sonntagen gekommen zu sein — und diese wollen wir nicht aufgeben.

Möge sich die Regierung in Bonn mit allen Bundestagsabgeordneten einmal hier in unsere Hütte bemühen, um sich die Arbeit der Stahlarbeiter anzusehen; ich glaube, daß sie dann erkennen würden, daß bei der Schwere der Arbeit und den Anforderungen, die an die Stahlarbeiter gestellt werden, eine weitere Verkürzung der Arbeitszeit das dringendste Problem der Stunde ist.

Sozial- und Unterstützungsausschuß

Im Berichtszeitraum von Juni bis September 1959 konnten wir 392 Notfallunterstützungsanträge mit einem Betrag von insgesamt 24 000,— DM gewähren. Dazu kommt noch die Hilfe mit Lebensmittel- und Textilgutscheinen im Werte von insgesamt 3500,— DM.

386 Kolleginnen und Kollegen wurden von der LVA und BfA zu Kuren verschickt. Sie alle erhielten eine sogenannte Textilbeihilfe von 100,— DM, das ist ein Betrag von insgesamt 38 600,— DM.

169 Kinder von Belegschaftsmitgliedern konnten wir zu sechswöchigen Kuren in Kinderheime entsenden und 53 Kinder zu einem dreiwöchigen Ferienaufenthalt in die Jugendherberge Oerlinghausen im Teutoburger Wald. 400 Kinder nahmen an den Tagesausflügen zum Halterner Stausee teil. Ich hoffe, daß alle viel Freude hatten und daß sich alle recht gut erholt haben.

Im Geschäftsjahr konnten 1371 Belegschaftsmitglieder in Vertragspensionen und 1372 Belegschaftsmitglieder nach freier Wahl eine vierzehntägige Erholungskur verbringen.

In den Vertragspensionen konnten außerdem 1436 Familienangehörige vermittelt und auch untergebracht werden.

Die Urlaubsgebiete Ederbergland, Mosel und Taunus wurden besonders bevorzugt.

Wir bemühen uns schon jetzt für das nächste Jahr um neue Urlaubsgebiete und Pensionen; denn einige der alten Pensionen werden wir nicht wieder belegen. Das Beste soll uns gerade gut genug sein; denn das Geld, was hierzu bereitgestellt wird, muß von uns ja erst verdient werden.

Die diesjährigen Weihnachtsfeiern

sollen am Montag, dem 21. 12., Dienstag, dem 22. 12., und am Mittwoch, dem 23. 12. — je Tag werden 3 Vorstellungen stattfinden —, im Saal des Assauer-Kinos durchgeführt werden. Für die Kinder wird ein Märchenspiel aufgeführt.

Die weiblichen Belegschaftsmitglieder, die Schwerbeschädigten, die Jugendlichen und Lehrlinge werden wie in den vergangenen Jahren bedacht.

Das Weihnachtsgeld beträgt auch in diesem Jahr wieder 4% der Bruttolohn- und -gehaltssumme. Den Einzelbetrag kann ich noch nicht nennen; wir werden aber in den nächsten Tagen im Gemeinschaftsausschuß und mit dem Hoesch-Vorstand über die Höhe des Betrages sprechen.

Wohnungsausschuß

Während der letzten 3 Monate wurden folgende Neubauwohnungen Belegschaftsmitgliedern zugewiesen:

56 in der Albertstraße,

54 im Bellwinkelhof (Kirchderne),

11 in der Osterlandwehrstraße und

2 in der Frankfurter Straße.

Zur Zeit sind 15 Wohnungen in der Unnaer Straße 28 im Bau. Mit der Fertigstellung ist im Frühjahr 1960 zu rechnen.

Mit dem Wiederaufbau der zerstörten Häuser

Dürener Straße 6 mit 4 Wohnungen,

Stahlwerkstraße 87 mit 5 Wohnungen,

Flurstraße 31 mit 3 Wohnungen und

Rüschstraße 19 mit 3 Wohnungen

wird in Kürze begonnen.

In Planung und Vorbereitung ist ein großes Bauprojekt in der Soester Straße.

Von dem geplanten Groß-Bauvorhaben der Hoesch AG an der Akazienstraße in Wambel soll die Hütte nach bis jetzt vorliegenden Meldungen 100 Wohnungen erhalten.

Ich weiß, daß dies alles nur ein Tropfen auf heißem Stein ist. Die Wohnungsnot wird auf lange Sicht eine unserer größten Sorgen sein. Hier ist es aber nicht nur Aufgabe der Wirtschaft, Wohnraum herzustellen, sondern Land und Bund müssen mehr Gelder für den Wohnungsbau zur Verfügung stellen.“

Im Vergleich zu den Rüstungsausgaben seien die Zuwendungen für den Wohnungsbau verschwindend gering.

Zur Neuordnung im Hoesch-Bereich

„Am 1. Oktober 1959 ist die Hoesch-Holding nun eine Produktionsgesellschaft geworden.

Sie umfaßt die Werksgruppen:

Hoesch Bergbau —

Westfalenhütte —

Walzwerke Hohenlimburg —

Hoesch Rohrwerke.

Für diesen Bereich ist nunmehr das Mitbestimmungsgesetz von 1951 anzuwenden.

Für unsere Werksgruppe hat sich im wesentlichen nichts geändert. Der Vorstand nennt sich nunmehr Direktorium, der Aufsichtsrat Beirat.

Durch die Vereinbarung ist für uns die betriebsnahe Mitbestimmung vertraglich erhalten geblieben, und darum ging es uns bei den langen und manchmal sehr schwierigen Verhandlungen.

Mit Recht kann ich heute behaupten, daß dieser Vertrag auch zustande gekommen ist durch die aktive Arbeit des Betriebsrates der Westfalenhütte AG.

Und diese wiederum war möglich, liebe Kolleginnen und Kollegen, durch eure Arbeit, durch euren Fleiß in den vergangenen Jahren des Wiederaufbaus. Eure Verantwortung hat mit dazu beigetragen, daß die Mitbestimmung der Arbeitnehmer anerkannt worden ist.

Hierzu sage ich euch meinen herzlichen Dank.

Dank an Arbeitsdirektor Berndsen

Am 1. September 1959 ist unser Kollege Arbeitsdirektor Alfred Berndsen 65 Jahre alt geworden.

Wir alle hatten den Wunsch, daß Kollege Berndsen länger bleiben sollte. Die letzte Belegschaftsversammlung hatte hierzu einstimmig ihre Zustimmung gegeben. Die Krankheit des Direktor Berndsen bringt es aber mit sich, daß er am Ende des Jahres in den Ruhestand tritt. Er scheidet aus dem aktiven Dienst als Vorstandsmitglied der Hoesch-Westfalenhütte aus, wo er seit 1947 tätig war. Das ist für uns alle sehr bedauerlich. Aber seinen Rat, sein Können und sein menschliches Verstehen gehen uns nicht verloren. Die IG Metall wird Alfred Berndsen in den Beirat der Hütte delegieren.

Hier wird er, wie überall, wo er im Leben hingestellt worden ist, mit ganzer Kraft, Energie und Ausdauer sich für die Belange der Arbeitnehmer einsetzen, und das sollte uns alle etwas froher stimmen. Ich glaube für alle Belegschaftsmitglieder sagen zu können — denn ich arbeite seit 1947 engstens mit Berndsen zusammen, sei es als Schriftführer, als 2. Vorsitzender oder auch jetzt als 1. Vorsitzender —, daß er sich sehr für das Werk, für die Belegschaft eingesetzt hat und immer ausgleichend, gerecht und menschlich in seinen Handlungen war. Sein Name wird bei Hoesch immer einen guten Klang haben und in die Geschichte des Eisen- und Stahlwerkes Hoesch eingehen.

Ein Pionier der Mitbestimmung

der Arbeitnehmer, scheidet aus, aber er geht nicht fort, er bleibt mit seiner ganzen Kraft bei uns, um weiter seine Pflicht zu erfüllen.

Für alles, was Berndsen getan hat, sagt ihm die Belegschaft jetzt schon Dank. Aber wir wünschen unserem Kollegen Alfred Berndsen vor allen Dingen, daß er bald wieder gesund sein möge, damit er gemeinsam mit uns dafür eintreten kann, die gesetzten Ziele zu erreichen, für alle Arbeitnehmer den gerechten Anteil am Sozialprodukt zu erlangen; denn Kapital und Arbeit sind zwei gleiche Faktoren.

Dieses Ziel zu erreichen, und zwar in Frieden und Freiheit, dafür haben wir alle gemeinsam einzutreten.“



Die Gehaltstabelle der Angestellten

Der stellv. Betriebsratsvorsitzende **Helmut Latta** legte dar: „Im Berichtszeitraum des letzten Vierteljahres haben sich für Angestellte die tariflichen Umgruppierungen ergeben.

Es sind nicht nur die Tätigkeitsmerkmale neu überarbeitet worden, sondern auch die Gehaltstabelle.

Die Betriebsvertretung stand nach der tariflichen Vereinbarung vor einer

sehr schwierigen Situation:

Sollte sie die Einstufung bzw. Umgruppierung der Angestellten allein der Unternehmensleitung bzw. der Personalabteilung überlassen, oder aber sollte sie bei der Einstufung bzw. Umgruppierung von ihrem Mitwirkungsrecht Gebrauch machen?

Die Betriebsvertretung hat auf Anraten der Gewerkschaft Metall bei der Einstufung und Umgruppierung von ihrem Mitbestimmungsrecht Gebrauch gemacht, d. h., daß die Umgruppierung unter Mitwirkung der Betriebsvertretung erfolgt ist. Das schließt nicht aus, daß nunmehr nach Aushändigung der neuen Verträge jeder Angestellte aufgefordert wird, seinen neuen Vertrag kritisch

zu überprüfen, und sollte er der Auffassung sein, nicht richtig eingestuft zu sein, Einspruch zu erheben.

Die Mitwirkung der Betriebsvertretung bei der Einstufung schließt also keinesfalls eine Einspruchsmöglichkeit aus.

Wir haben lediglich geglaubt, im Interesse der gesamten Angestelltenschaft von unserem Mitwirkungsrecht Gebrauch machen zu müssen.“

Frist war der 3. November

Helmut Latta wies eingehend auf die Möglichkeit hin, gegen eine erfolgte Einstufung Einspruch einzulegen. Die Frist betrage 14 Tage. Die Verträge sind nach Angaben der Verwaltung am 20. Oktober 1959 an die Angestellten übergeben worden.

Somit läuft die Einspruchsfrist am 3. November 1959 um 17.00 Uhr ab.

Sollten aus irgendwelchen Gründen in einigen Abteilungen die Verträge zu einem späteren Zeitpunkt zur Kenntnis gelangen, gilt in jedem Falle die vierzehntägige Einspruchsfrist vom Tage der Vertragsüberreichung.

Die Produktionsprämie

„Ein weiteres Problem für die Angestellten ist die Produktionsprämie, die nach Beendigung des vergangenen Geschäftsjahres neu vereinbart werden muß. In allernächster Zeit wird die Prämienstafel mit dem Vorstand neu ausgehandelt. Die Vorstellungen der Betriebsvertretung gehen dahin, daß gleichermaßen wie bei den Kollegen Arbeitern entsprechend dem Lohnansatz ein Gehaltsansatz gefunden wird, d. h. für uns: ein fester Prämiengrundsatz, der bei Einsetzen einer bestimmten Produktionshöhe unter Zugrundelegung einer Prämienstafel erhöht wird.

Zum Schluß meiner Ausführungen möchte ich noch auf die Neufestlegung der Pensionsrichtlinien für Angestellte eingehen.

Bekanntlich haben wir eine Regelung aus dem Jahre 1925, die am 30. 9. 1957 in Form einer Übergangsregelung ergänzt wurde.“ Hier sei jetzt ein neuer Entwurf vorgelegt worden. Über den müsse aber noch eingehend verhandelt werden.

„Wir haben alle Ursache, uns alle zu bemühen, daß

die Rechte der Arbeitnehmer gewahrt

bleiben. Dazu brauchen wir eine geschlossene Haltung unserer Arbeiter- und Angestelltenschaft, dazu brauchen wir eine gewerkschaftliche Haltung und Entschlossenheit. Nur dadurch ist eine Betriebsvertretung stark und kann in entsprechendem Maße die Interessen der Arbeitnehmer vertreten.

Hier auf diesem Platz hat die Belegschaft der Westfalenhütte durch ihre Haltung und Entschlossenheit maßgeblichen Anteil an der Erhaltung der Mitbestimmung bei der Hoesch AG geleistet.

Diese Mitbestimmung ist uns nicht in den Schoß gefallen, wir haben sie uns durch Opferbereitschaft, Treue und Fleiß ehrlich verdient. Wir haben unsere Pflicht erfüllt und werden sie weiterhin erfüllen, darum haben wir auch das Recht, bessere Lebensbedingungen zu fordern.“



Die Neueinstellungen

Willi Fige, Schriftführer des Betriebsratsausschusses, erklärte u. a.:

„Die Entwicklung der Konjunktur auf dem Inlands- und Exportmarkt brachte Anfang März eine freundlichere Marktlage.

Die Auftragslage war bei uns gleichzeitig wieder im Anstieg, so daß schon ab April wieder auf eine normale Arbeitszeit übergegangen werden konnte.

Auch die Rohstahlproduktion erhöhte sich ab März.

Damit waren gleichzeitig Einstellungen erforderlich geworden. Für die vorzunehmenden Einstellungen wurde eine Einstellungskommission benannt. Diese Kommission besteht aus einem Beauftragten der Verwaltung (Büro Lohn- und Tarifwesen), und vom Betriebsrat wurde ich abgestellt. Alle Einstellungen wurden besprochen und von beiden Seiten genehmigt.

Zur Zahl der Arbeiterbelegschaft ist zu sagen:

Wir beschäftigten am 1. 4. 1959	12 234 Kollegen
am 1. 10. 1959	12 922 Kollegen

Daraus ergibt sich ein Zugang von 688 Kollegen.

Bei diesen 688 Einstellungen sind selbstverständlich zuerst die berücksichtigt worden, die bei der letzten Entlassungswelle gehen mußten. Wir haben allen, die damals entlassen worden sind und

bis zum 30. 9. 1959 wieder eingestellt wurden, ihre Jahresprämie nachgezahlt. Wir werden selbstverständlich versuchen, daß sie auch die volle Höhe des Weihnachtsgeldes bekommen.

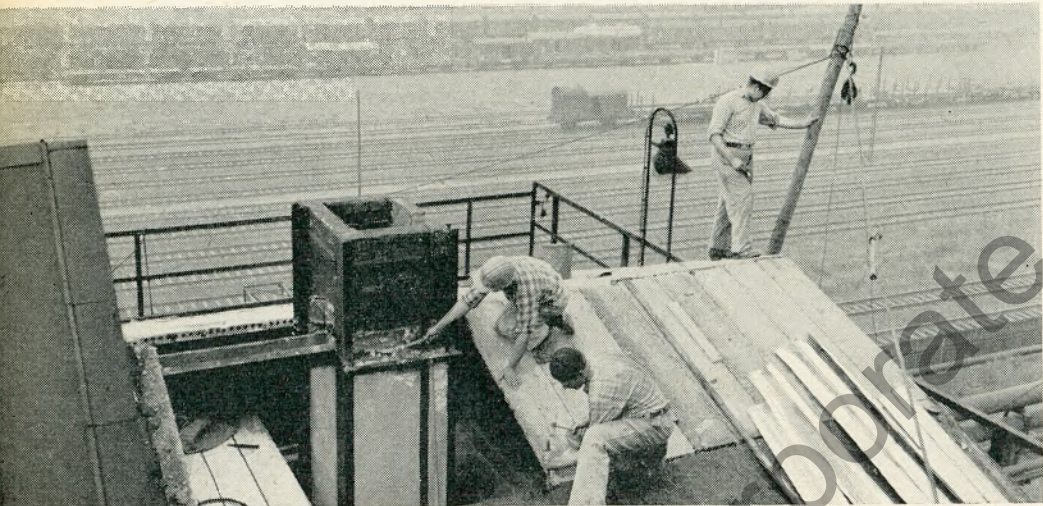
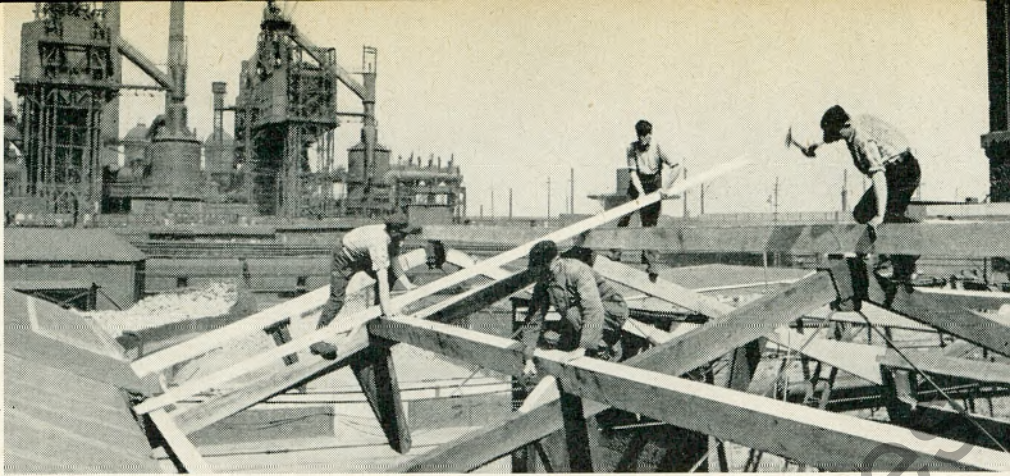
Zur Neuordnung

im allgemeinen habe ich folgendes zu sagen: Wenn wir einen Rückblick auf die letzten 14 Jahre halten, kommen wir zu der Schlußfolge, daß wir nicht immer die Früchte unserer opferreichen Wiederaufbauarbeit ernten konnten.

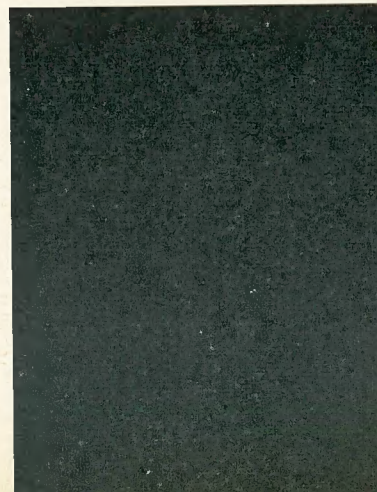
Unser Versuch, einen großzügigen Umbau von Wirtschaft und Gesellschaft nach 1945 durchzuführen, ist über Teilerfolge nicht hinausgekommen.

Dies zu erkennen und offen auszusprechen, ist eine wesentliche Voraussetzung, um daraus die notwendigen Lehren zu ziehen. Möge die bei uns getroffene Vereinbarung von beiden Seiten geachtet und vernünftig ausgelegt werden. Sie zur Sicherung des Mitbestimmungsrechtes zu verteidigen, muß unser aller Pflicht sein, wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollen. An uns allen wird es liegen, aus der jetzigen Vereinbarung das Beste herauszuholen. Dazu gehört engeres Zusammenrücken aller Arbeitnehmer! Wir müssen weiter darum ringen, daß jedem schaffenden Menschen sein gerechter Anteil am Sozialprodukt unserer aufstrebenden Wirtschaft gesichert wird.“

**Überall
im
Werk:**



**Die
Bau-
abteilung**



Wer beim Lesen von Leistungsberichten, in Gesprächen mit den Leitern der vielfältig gegliederten Einzelabteilungen, im flüchtigsten Anschauen der meist menschenleeren Werkstätten (die Arbeit wird ja „draußen“ getan!) und der reichbesetzten Lager bemüht war, sich einen Überblick über den ganzen, großen und vielseitigen Arbeitsbereich unserer Bauabteilung zu verschaffen, der nimmt beim Ordnen seiner Eindrücke einerseits Zuflucht zu der allbewährten und auch anwendbaren Einteilung in Hoch- und Tiefbauaufgaben und fängt andererseits an, sich die im zweiten oder dritten Schuljahr erlernte Merkregel für Verhältniswörter herzusagen. „An, auf, über, unter, hinter, neben, vor und zwischen“ bilden sozusagen eine „Hilfskonstruktion“ für alle innerhalb der Bauabteilung ihm aufgefallenen Gebiete:

An den Wänden arbeiteten die Anstreicher,
auf den Dächern die Dachdecker und Klempner,
über den Werkhallen und dem Betriebsgelände wurden die Stahlkonstruktionen gestrichen, schwebten aber auch an Demag-Katzen die tonnenschweren Kohlenstoffsteine für die feuerfeste Ausmauerung unserer Hochöfen,
unter der Erde waren Kanalarbeiter und Rohrleger u. a. m. am Werk,
hinter den Wänden teils noch heißer Öfen waren die durch enge Löcher eingestiegenen ff.-Maurer bei Reparatur- und Instandsetzungsarbeiten; hinter anderen Wänden verlegten Glaser Drahtglas oder setzten Scheiben in Fenster, Krankabinen usw.,
neben uns hatten wir überall die Platzkolonnen z. B. Werkstraßen bauen oder reparieren sehen,
vor den Glasern waren die Schreiner in die Gebäude gekommen und hatten auch von der für ein Hüttenwerk so wichtigen Modell-schreinerei erzählt . . . ,
zwischen den Mauern der Klärteiche u. a. a. O. waren wiederum Bauabteilungsleute mit der Chlorgasversorgung des reinzuhaltenden Werkswassers beschäftigt gewesen.

Aus der „grauen Vorzeit“

Dieser große, räumlich auf Gelände hinter den Versuchsbetrieben und in der Stockheide verteilte, je nach Erfordernis durch hinzugezogene Kräfte ergänzte Betrieb ist gewachsen aus einem kleinen, nur zwei Zimmer enthaltenden Häuschen am Schlammteich, das um 1900 den Betriebsleiter, den Assistenten, eine Bürokraft und einen Laufjungen beherbergte, „der aber nicht zum Personal gehörte“. Die Belegschaft bestand aus etwa 50 Maurern und Handlangern, 5 Anstreichern, 5 Dachdeckern, 3 Klempnern und 50 bis 60 Platzleuten, von denen manche noch am Leben sind. Sie wissen noch von dem großen Gefangenenlager zu erzählen, das während des ersten Weltkrieges an der Stelle von Walzwerk VIII stand, von der Gemüsetrocknungsanlage, die sie „etwas ostwärts“ gebaut hatten, damit Gemüse zu „Drahtverhau“ gedörrt und durch ebenfalls getrocknete Wicken gestreut werden konnte. Und sie erinnern sich mit Schrecken und Mitleid an die verhungerten Pferde, die dort geschlachtet werden sollten und so schwach waren, daß man sie die Oesterholzstraße entlangschleifen mußte.

Lebhafter sind die Erinnerungen

an den zweiten Weltkrieg, in dem die Bauabteilung eine entscheidende Rolle spielen sollte, sowohl für den Betrieb und seine Baulichkeiten als auch für die ihm zugehörenden Menschen, denen sie die über ihren Köpfen zusammengestürzten und verbrannten Dächer mühsam flicken half oder für die sie Baracken und Lager baute (ausländische Arbeiter, Kriegsgefangene). Da ging es laut „Kriegsbericht der Bauabteilung 1939 bis 1945“ um „Ausnutzung der Leistungsfähigkeit bis zum Äußersten, vermehrte Arbeit mit Werksfremden, Anpassung an unvorhergesehene Ereignisse und Engpässe und — Improvisation“.

Da hieß es, zwei Produktionsbetriebe mit übernehmen: die Schlackenverwertung (mit Versuchsproduktion von Schaumslagge, einer porösen Sandmasse, aus flüssiger Hochofenschlacke und

Wasser für Leichtbauzwecke geschaffen, und Ziegeleien, die zur Sicherstellung der Ziegelsteinversorgung gepachtet wurden.

Da war Verdunklung befohlen

Und die Bauabteilung verkleidete die Eisenabstiche der Hochöfen, ehe sie an die Verdunkelungsanstriche ging. Tarnungen vornahm und sich kritisch zu Plänen äußerte, die Konstruktionen von ungeheuren Trümmern (zur Täuschung feindlicher Flieger) erwogen. Es kam der Facharbeitermangel, es kam die Kriegswirtschaft mit allen Einschränkungen, und es kam die Kälte, die den Bau einer Erzauffauhalle erforderte. Die Bomben kamen und die Instandsetzungsarbeiten, und neue Bomben, dazu Mangel an Maschinen und Materialien jeder Art, Mangel an Strom, Wasser, Gas und Menschen.

„Um die allernotwendigsten Wassermengen heranzuschaffen, wurden Wassertragkolonnen mit Eimern und Handwagen gebildet; hierbei halfen wir auch den anliegenden Bäcker- und Metzgergeschäften aus.“

Die repräsentativste Visitenkarte

für die Hoch- und Industriebauleistungen unserer Bauabteilung ist unsere Versuchsanstalt. Das Gebäude war durch Kriegseinwirkungen sehr schwer mitgenommen und bis zu den Grundmauern angeschlagen. Eine Instandsetzung schien fast aussichtslos, doch wurden alle Schwierigkeiten überwunden. Die stehengebliebenen Gebäudeteile wurden auf Wiederverwendbarkeit geprüft, statische Berechnungen aufgestellt und Zeichnungen bis ins kleinste Detail angefertigt.

Es ist heute üblich, bereits vor Auftragserteilung genaue Kostenvoranschläge auszuarbeiten. Bei größeren Arbeiten sind außerdem frühzeitig Dispositionen zu treffen, die sich auf Leute- und Materialgestellung und die Arbeitseinteilung erstrecken. Lieferfristen müssen berücksichtigt werden, Klempner, Dachdecker, Schreiner, Glaser und Anstreicher müssen zuvor genau wissen, wann ihre Arbeiten einzusetzen haben.

Arbeiten, wenn die andern feiern!

In einem Hüttenwerk fällt dem sogenannten Feuerungsbau Herstellung, Pflege und Instandsetzung aller für Eisen- und Stahlherstellung notwendigen Öfen zu. Das bedeutet engste Zusammenarbeit mit Hochofenwerk, Stahl- und Walzwerken, mit dem technischen Büro und der Neubaubauabteilung. Das bedeutet Planen auf weite Sicht und in großen Zeitabständen. Von Zustellungen, Neuzustellungen und ganz neuen Investitionen anderer Art mal abgesehen, können große Reparaturen an den Öfen ja nur erfolgen, wenn Zeit dazu da ist, sie bis zu einem für die Arbeit erforderlichen Grad auskühlen zu lassen, und wenn die Produktion möglichst wenig unterbrochen oder gefährdet wird.

Die für feuerfeste Reparaturen am besten geeigneten Zeiten sind von alters her Weihnachten und Ostern. Zu Weihnachten, wenn noch ein Tag mehr zur Verfügung steht, ist es leichter möglich, etwa 12 Stunden vorher die Feuer abzusetzen oder zu dämpfen. Dennoch fließen beim Aufmauern Ströme von Schweiß.

ff. Maurer haben Tempo drauf

Einen ff. (lies feuerfesten) Maurer hält die Art seiner Arbeit dauernd unter Zeitdruck. Auch wenn es sich um das „Auswerfen“ von angefressenem Mauerwerk mit Spezialstampfmasse „in kaltem Zustand“ handelt, arbeitet er im Ofeninnern oder in einem abgeschirmten Teil des Ofens noch bei einer Temperatur von schätzungsweise 50 Grad, die längeres Verweilen nicht gerade verlockend erscheinen läßt.

Der ff. Maurer weiß, daß — sowohl bei Hochöfen als bei anderen Hüttenöfen — die feuerfeste Ausmauerung jeweils auf die Dauer einer Ofenreise berechnet ist. Ebenso aber weiß er, daß — allen Bemühungen der ff. Industrie zum Trotz, die zum Feuerungsbau benötigten Materialien immer noch haltbarer zu machen — überall plötzlich Flickarbeiten notwendig werden können, die manchmal auch „in warmem Zustand“ anfallen und bei denen es weniger zu mauern als anzuwerfen oder anzuspritzen gilt. Der

ff. Bauingenieur, der Meister und der Polier kennen die Leistung eines Ofens und stimmen mit den für diese Ofenleistung Verantwortlichen in den einzelnen Betrieben von Fall zu Fall ab, ob eine Instandsetzung oder Reparatur nötig wird oder ob eine Flickarbeit „bis Weihnachten“ oder „bis Ostern“ genügen kann. Es wäre ja auch niemandem damit gedient, angesichts einer Großreparatur noch so zu reparieren, als wäre diese Vorreparatur für die Ewigkeit gemacht.

Wie bei den Pyramiden

Während bei den Stoß- und Tieföfen, auch im oberen Teil des Hochofens, in Schacht und Gicht ff. Steine verschiedener Art (Schamotte) vermauert werden, die zum größten Teil unsere ff. Steinfabrik liefert, braucht man für Boden, Gestell und Rost des Hochofens Kohlenstoffsteine, in Spezialfabriken mit solcher Genauigkeit maßgeschliffen, daß sie so gut wie ohne Fuge vermauert werden können. Auf absolute Genauigkeit kommt es so sehr an, daß unsere Bauingenieure mit einem Stahllineal von einem halben Millimeter Dicke den Fugenschliff prüfen.

Der Transport dieser fugenlos ineinandergesetzten Steine, von denen jeder eine halbe Tonne schwer ist, zum Hochofen und in ihn hinein stellt ein Problem für sich dar, das erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit durch ein — bei Zustellung unseres Hochofens IV — angewandtes Hubwerk mit Umlaufkatze wesentlich erleichtert werden konnte. Auch bei den ägyptischen Pyramiden wurden, wenn auch mit weit primitiveren Werkzeugen und Geräten, die riesigen Quadersteine fugenlos ineinandergesetzt. Eine Leistung, die uns immer wieder erstaunen läßt und uns auch heute noch viele Rätsel aufgibt.

Wenn Eisen nicht rosten soll,

muß man es mit einem Schutzanstrich versehen. Die Eisenkonstruktionen der Hallen, Kranbahnen und anderen Baulichkeiten auf der Hütte stellen einen ungeheuren Wert dar. Ungeschütztes Eisen vorm Verrosten zu bewahren, ist ein so wichtiges Problem, daß beim VDEh in Düsseldorf unter Leitung des Betriebschefs unserer Bauabteilung ein Arbeitskreis aus den Bauabteilungen vieler Hüttenwerke gebildet worden ist, damit die Hüttenwerke und verwandte Industrien Erfahrungen austauschen und Normen für Farben und Arbeitsausführungen festgelegt werden.

Die federführende Bauabteilung sorgt dafür, daß je nach Beanspruchung durch Witterung, Chemikalien, Säure usw. in einer bestimmten Reihenfolge alles gestrichen wird, einzelne Objekte alle drei Jahre, andere alle fünf oder sogar nur alle fünfzehn Jahre. Konstant bleibt die jährlich auszuwerfende Unterhaltungssumme von etwa 1 Mill. DM.

Die Innenanstriche der innerhalb der Werksmauern gelegenen Gebäude — Büro-, Aufenthalts- und Waschräume — erfordern großes handwerkliches Können. Es wird gestrichen, gesprüht, gekalkt, gerollt und tapeziert. — Die angeschlossene Glaserie hat nicht nur einfache Fensterverglasungen vorzunehmen, sondern auch Dachabdeckungen durch Drahtglas, mitunter in großen Höhen.

Daß unsere Dachdeckerei immer vollauf beschäftigt ist, erhellt schon aus der Zahl der in einem Jahr eingedeckten Dachflächen: Es waren 40000 qm! In den Hochofenanlagen streichen die Dachdecker Staubtöpfe, Cowper und Heißwindleitungen mit Teer. Sie reinigen auch Dachflächen, Drahtglasscheiben und Rinnen, die in ähnlichen Mengen jährlich verlegt werden wie die Wasserleitungsrohre, von denen unsere Klempnerei (bei der Gesamtinstallation der meisten Neubauten und der Instandhaltung aller Installationen in den Waschkäufen, Aborten usw.) jährlich etwa 7000 laufende Meter verlegt.

Schreiner müssen alles können

Wenn wir hören, daß unsere 1955 in der Stockheide neuerrichtete Schreinerei 2 Dicktenhobelmaschinen, 2 Fräsmaschinen, 3 Bandsägen, 3 Bohrmaschinen, 4 Kreissägen, 2 Abrichtmaschinen,

2 Modelldrehbänke, 1 Furnierpresse, 2 Schleifmaschinen und 4 Werkzeugschleifmaschinen besitzt, dann versteht sich von selber, daß ein ganzer Stab von Bauschreibern, Möbelschreibern, Modellschreibern, Maschinenschreibern, Drechsler, Zimmerern und Stellmachern dabei ist, mit Hilfe dieser Maschinen etwa 240 cbm Holz monatlich zu verarbeiten (für eine aus Küche, Schlafzimmer und Wohnzimmer bestehende Wohnungseinrichtung braucht man etwa 3 cbm Holz).

Da wir in einem Jahr der Messen und Ausstellungen leben, fallen heuer besonders viele Stände für Posen, Leipzig, Hannover, Essen, Düsseldorf und Frankfurt an, die von unseren Schreibern nicht nur nach Maß gemacht, sondern auch an Ort und Stelle aufgebaut bzw. abgeschlagen werden. — Den Rahmen normaler Aufgaben sprengen z. B. Aufträge zur Fertigstellung von Kühltürmen, für die man je Turm annähernd 450 cbm Holz braucht. „Eisenholz“ von solcher Härte, daß in trockenem Zustand nur sehr langsam die Kreissäge durchgeht, wird aus fernen Ländern bezogen und auf Lager gehalten, weil immer mal wieder Rammhauben zum Einrammen unserer Stahlspundwandbohlen oder Lagerschalen angefertigt werden müssen. — Das Kaltwalzwerk braucht im Monat an die zweitausend Paletten, d. s. hölzerne Untersätze, auf denen die Blechpakete verladen werden. Wo derart viel gehobelt, gesägt und auf Spezialart gedrechselt wird, fallen so viel Späne an, daß eine Absauganlage die Späne unmittelbar an den Maschinen aufnimmt und unterirdisch dem Spänebunker zuleitet.

Achttausend Modelle auf Lager

Mit das Interessanteste in der Schreinerei ist das 3000 qm große, auf das Obergeschoß in der Stockheide und einen großen Raum in der Glückaufstraße verteilte Modellager, das mittels einer achttausend einzelne Modelle umfassenden Kartei verwaltet wird. Aus jeder Karte ist genau ersichtlich, nach welcher Zeichnung und zu welchem Termin das Modell gefertigt wurde, was es gekostet hat, wo es bereits abgegossen wurde und wo es z. Z. gelagert wird. Etwa 50—60% der hier gefertigten Modelle gehen zum Abguß an fremde Gießereien. Der Rest wird unserer Metallgießerei und Stahlformerei zugeleitet.

Für Neuankunft und Reparatur von etwa fünfzig Modellen verbrauchen sieben Modellschreiner monatlich etwa 4—8 cbm sehr trockenes (Spezial-)Modell-Kiefernholz. Jeweils 14 Tage lang steht lernend, staunend und handlangend ein Hoch- oder Fachschulpraktikant bei ihnen, aus der Lehrwerkstatt hierher geschickt, damit ihm einerseits die Herstellung und die Verwendbarkeit der teils winzig kleinen und teils riesig großen Modelle klarwerde und ihm andererseits der Umgang mit dem Werkstoff Holz nahegebracht wird.

„Meisterbetrieb Platz“

wird auf der Hütte die Tiefbauabteilung genannt, die zahlenmäßig die meisten Leute beschäftigt, je nach Bedarf bis über 300 Mann, in Spezialkolonnen aufgeteilt. Die Werkstraßen sind so starken Belastungen ausgesetzt, daß sie zu ihrem Schutz und im Hinblick auf ihre Lebensdauer mit Straßenkehrmaschinen und Kehrkolonnen peinlich saubergehalten werden müssen. — Die der Bauabteilung unterstehende Schuttkippe muß zur Aufnahme von Schutt aus dem Produktionsgeschehen, vom Hochofen, von den Stahl- und Walzwerken laufend planiert und im Hinblick auf leichten und schweren Schutt und Schlamm „ausgewogen“ werden, um Bodensenkungen, Gleisbrüche und Entgleisungen zu vermeiden.

Aussachtungen und Kanalbauten

verlangen umfangreiche technische Vor- und Randarbeiten. Grundwasser, Gefälle, Rohrquerschnitt usw. spielen dabei wichtige Rollen. — Teiche und Tiefbrunnen, in denen sich der Schlamm des Werkswassers absetzt, müssen beobachtet und mit Schlamm- saugpumpen entleert werden, um ein Überlaufen der Teiche oder Verstopfen der Zuflußrohre zu verhüten. Mit Saugschläuchen

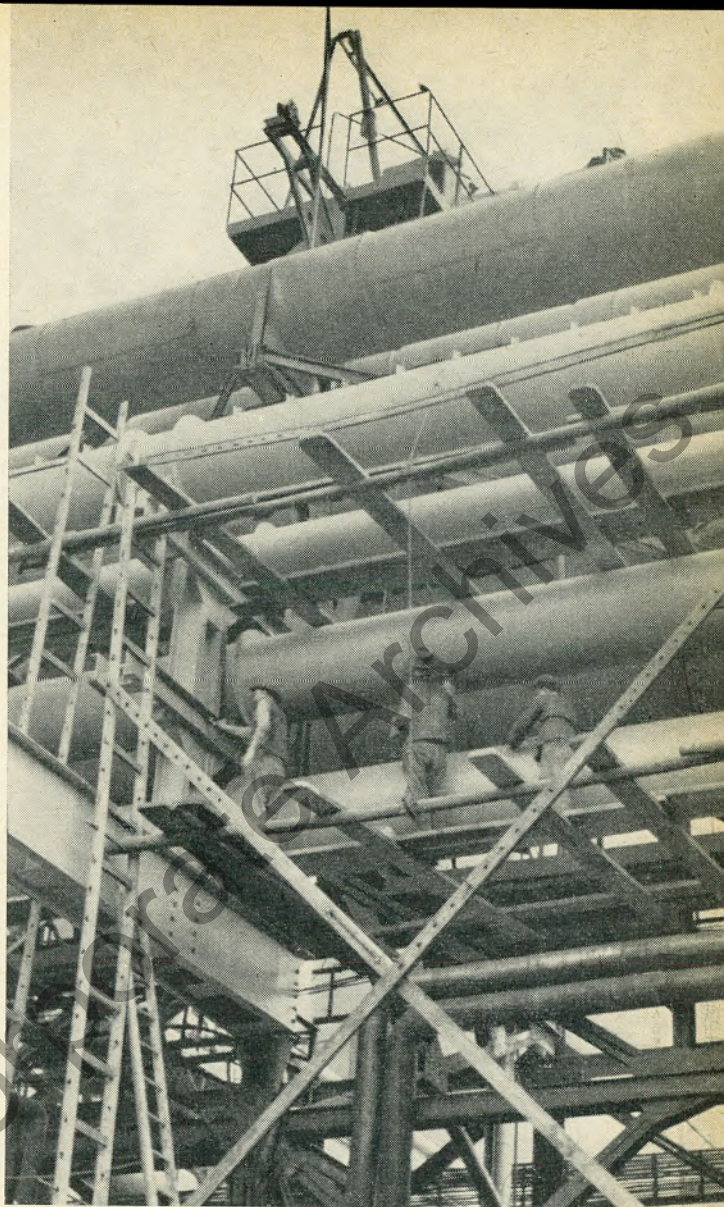


Unsere Schreinerei verfügt über einen ganz modernen Maschinenpark



Instandsetzung des ff. Mauerwerks in einem Stoßofen

Ein ff. Maurer beim Ausmauern einer Torpedopfanne



Gerüste und Rohre stellen, zusammengerechnet, riesige Flächen dar, die von unserer Anstreicherei vorm Verrosten geschützt werden

und z. T. mit Winden werden die Kanäle von den Ablagerungsstoffen gesäubert. Auch die Rollgänge in den Walzwerken bedürfen einer laufenden Reinigung von Zunder. Das Entleeren der Abortgruben erfolgt am Rande, wintertags die Bekämpfung von Ratten, Mäusen und Ameisen und der Einsatz von Streukolonnen bei Glatteis.

Abladekolonnen

sind zur Bewältigung von Eisenbahnwaggons und Lastkraftwagen mit Sand, Kies, Steinen, Koks, Erz, Kalk, Holz, Stückgut usw. so eingespielt, daß selbst bei Hochkonjunktur keine Stockungen entstehen, sei es im eigenen Betriebe oder bei Aushilfsgestellungen in anderen Betrieben. — Mehrere Sprengmeister stehen für Sprengungen mannigfacher Art und auch — ständig während des Krieges und der ersten Nachkriegsjahre — zum Entschärfen von Bomben zur Verfügung. — Da der eigene Leutestamm nicht immer ausreicht, um alles termingerecht zu bewältigen, muß man auf Unternehmer zurückgreifen.

Der Einsatz der Bauabteilung umfaßt einfache Leutegestellungen, Schornsteinbau, Mithilfe beim Hochofenbau, Neubauten, Plattierungen, Isolierungen, Anstriche, Innenausstattungen, Verglasungen, Installationen, Ausschachtungen, Schuttkippenarbeiten, Baggerarbeiten, Sprengungen usw., kurz alles, was über und unter der Erde immer wieder anfällt und was das Thema rechtfertigt, unter das wir diese Betrachtung gestellt hatten:

Überall im Werk die Bauabteilung.



Erinnerungstreffen

Aus Anlaß der am 1. Oktober im Hoesch-Bereich vorgenommenen Neuordnung trafen sich an diesem Tage die Betriebsratsmitglieder mit alten Kollegen und Mitarbeitern, um die Entwicklung des Werkes, des lohnpolitischen und sozialen Bereichs und vor allem Fragen der Mitbestimmung durchzusprechen. Unsere Bilder zeigen einige Ausschnitte aus dieser Zusammenkunft.





Der alte Hammer

Den 200-Ztr.-Dampfhammer, der auf der Radierung von H. Kupferschmid abgebildet ist, gibt es nicht mehr. Es war noch ein Fallhammer, der mit Unterdruck arbeitete. Ende der dreißiger Jahre hat er, ebenso wie seine weniger gewichtigen Brüder (100-Zentner-, 50-Zentner-, 20-Zentner-, 10-Zentner- und 4-Zentner-Dampfhämmer), die letzte Schicht verfahren, dem Hammerwerk II am Walzwerk IV/V und dem neuen Preß- und Hammerwerk weichend. In der ganzen Bundesrepublik ist der Schmiedebetrieb von moderneren und rentableren Verfahren überholt worden. Wenn einer von unseren Pensionären, von unseren Jubilaren oder von denen, die es werden wollen, vom Hammerwerk I spricht, dann braucht er dafür den gleichen Ausdruck, den Kollegen für unser 1954 stillgelegtes, altes Blechwalzwerk oder für unser außer Betrieb gesetztes Walzwerk VIII anwenden: „Das war vielleicht 'ne Knochenmühle!“ Aber er sagt es ohne Groll. Seine Züge verzerren sich nicht verbissen und bitter, im Gegenteil: Das Wort „Hammerwerk“ macht eine solche Fülle von Erinnerungen frei, daß er unwillkürlich zu lächeln beginnt. Natürlich war es eine Schinderei für die Knochen, wenn man z. B. zehn, neun oder acht Stunden lang am Hebel stand, aber hängt man das (zur ewigen Erinnerung) zu Hause an die Wand, was man ein Arbeitsleben lang als überschwere Maloche gehaßt hat? Kaum. Man weiß, daß man in einem Betrieb beschäftigt war, der firmengeschichtlichen Altertumswert hat, weil er einer der Grundpfeiler für das „Eisen- und Stahlwerk Hoesch“ war. Diesen Grundpfeiler „einzurammen“, war ein Problem für sich, das den Gründern unseres Werkes manche Sorge bereitete: „Die Fundamentierungsarbeiten für den Dampfhammer machten wegen des großen Wasserreichtums der Wiesen im Oesterholz viel Mühe“, wird in unserer Jubiläumsschrift 1871–1921 zitiert.

Legen Sie mal die Hand drunter, Herr Chef!

Wahre und beinahe wahre
Vertellkes aus unserem alten
Hammerwerk I

Sorgenkinder wachsen ans Herz

Das galt schon damals. Daß es heute noch gilt, kann man an der behutsamen Aufbewahrung der Zeichnungen in unserem Plänearchiven sehen. Natürlich sind die Risse und Pläne für den 200-Zentner- und den 100-Zentner-Hammer aus den Jahren 1870–1874 vergilbt und verblaßt, in den Knicken geschlissen und an den Rändern zum Teil eingerissen. Aber dem Fachmann sagen sie noch heute alles, was er etwa über die Konstruktion solcher alter „Schätzgen“ wissen möchte, und dem Laien erzählt ein kaum noch lesbarer Stempel, daß Brinkmann, Witten, damals Lieferant des „alten Hoesch“ gewesen ist, der einen der beiden Hämmer sogar günstig aus zweiter Hand eingekauft haben soll.

Nachträglich ließ er sich den Gelegenheitskauf etwas kosten. Als der Hammer Schlag auf Schlag dröhnte und Rohblock nach Rohblock darauf für die Weiterwalzung im Walzwerk vorgeschmiedet wurde, sah der „alte Hoesch“ (welcher, ist nicht verbürgt) gern zu, wie der

Hammerführer mit sicherer Hand

das ungeheure Gewicht niedersausen ließ, während die von vier Seiten anpackenden „Hebler“ den in Ketten hängenden, glühenden Block mit langen Stangen (Hebeln) drehen und wendeten. Der „alte Hoesch“ wußte, daß auf die Sachkenntnis und Erfahrung des Hammerführers alles ankam. Von der Stärke und Schlagkraft und der Präzision der ausgeführten Schläge hing viel ab: das Schicksal des gerade in der Mache befindlichen Blockes und aller Blöcke, die ihm noch folgen sollten, ebenso wie Gesundheit und Leben aller am Schmiedevorgang Beteiligten. Vor allen Dingen die Sicherheit der Hebler. Ein Schlag, falsch oder nicht zur rechten Zeit geführt, haute den Männern den Hebel aus der Hand und buchstäblich ins Gesicht. Dann splitterten Kiefer, und Zähne flogen.

Ein guter Hammerführer mußte also dem „alten Hoesch“ aus manchem Grunde sympathisch sein. Der konnte sich, wenn etwa ein Block ab- oder zugefahren wurde und also eine kurze Verschnaufpause eintrat, auch ein Wort erlauben: „Legen Sie ruhig mal Ihre Hand hier auf den Flachsattel (Amboß), Herr Chef. Es passiert Ihnen nichts, wenn ich den Hammer niederfahren lasse und abfange.“

Der „Herr Chef“ schmunzelte und trat näher heran. Vielleicht wollte er schon die Hand ausstrecken, denn rings reckte alles die Hälse ob der Mutprobe, da fiel ihm etwas Besseres ein:

Er legte seine goldene Taschenuhr unter den Hammer:

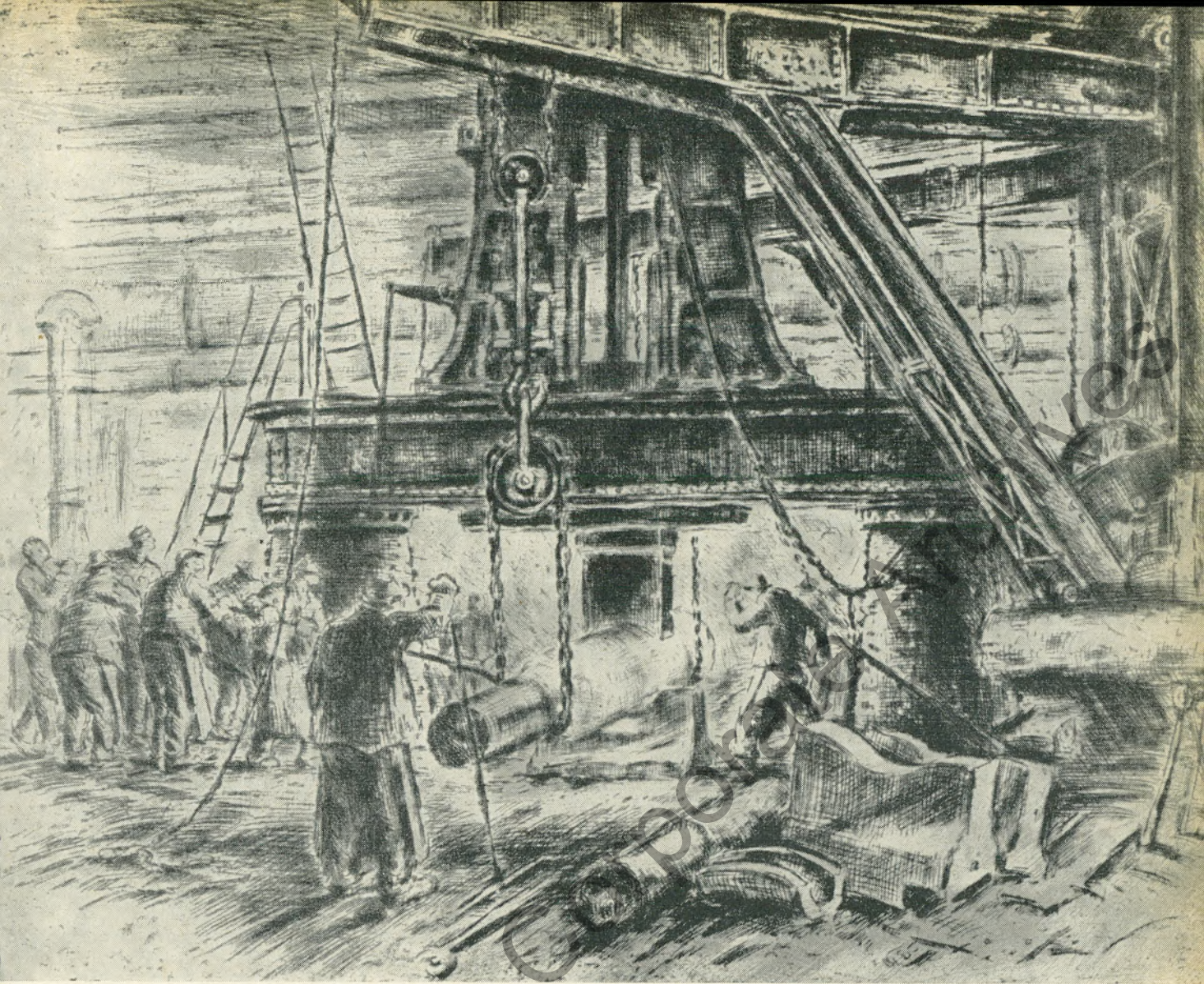
„Nun man los!“ Bauz! fuhr der Hammer nieder und wieder aufwärts. Die Uhr lag unversehrt auf dem Sattel und gleich darauf in der Hand des Hammerführers: „Behalten Sie sie zum Andenken!“

Um als Hammerführer (alte Ausgabe: „Maschinist“) solche Routine zu bekommen, mußte man von der Pike auf, d. h. am leichtesten Hammer, beginnen und sich zuerst jahrelang mit der Wartung des Hammers vertraut machen. Hammerschmied Friedrich Fischer (ein Hammerschmied von altem Schrot und Korn), goldener Jubilar von Anno dazumal, bediente den Hammer, als wäre der die Verlängerung seines eigenen Armes. Nach den erzieherischen Prinzipien der Jahrhundertwende und kurz danach war er auch ein guter Pädagoge und Berufsausbilder: Jeder Junge, der vierzehnjährig ins Hammerwerk gekommen und handlangend angelernt worden war, tat bei ihm den ersten Hammerschlag. Er durfte am „Einständer“ (4-Zentner- oder 20-Zentner-Hammer) stehen und ihn

langsam auf- und abfahren

lassen. Hammerschmied Fischer, auch ein Meister seines Fachs, überwachte das Manöver, in der Hand einen Knüppel. Tat der Junge einen Fehlschlag, so kam blitzschnell der Knüppel aus dem Sack und schlug dem angehenden Hammerführer den Hammertakt so nachdrücklich aufs verlängerte Rückgrat, daß der laut schreiend zum Chef rannte und schwor, nie wieder würde er bei Fischer einen Hammer anfassen.

Der Chef pflegte bei solchen Gelegenheiten die Jungen auf die Militärzeit zu vertrösten, die sie sowieso bald dem groben Lehrer



Eisen- und Stahlwerk Hoesch: Hammerwerk

entziehen würde. Und wenn die Jungen als Männer zurückkamen von den Soldaten, dann fürchteten sie sich nicht mehr und wurden — gerade bei Fischer — hervorragende Hammerführer.

Jeder, der im Hammerwerk gearbeitet hat, kennt aus eigener Erfahrung oder aus der mündlichen Überlieferung seiner Arbeitskameraden die Geschichte von der

Belastungsprobe

die der 200-Zentner-Hammer und damit das ganze Hammerwerk 1925 so glänzend bestand: An der Blockmaschine im Walzwerk III war die Vorgelegewelle zu Bruch gegangen, aber die Produktion wurde nicht gefährdet, weil das Walzwerk I jeden im Stahlwerk erschmolzenen Rohblock übernahm und das Hammerwerk eine neue Vorgelegewelle schnellstens lieferte. Diese Aufgabe sprengte theoretisch die Leistungsfähigkeit des Hammerwerks, dessen 200-Zentner-Hammer auf Blöcke

von 12 t Gewicht eingestellt war. Der Block, der für die Vorgelegewelle vorgeschmiedet werden mußte, wog fast 21 t. „Die Krananlagen am 200-Zentner-Hammer hielten das Vorschmieden dieses Blockes noch so eben aus, da das Blockgewicht sich nach dem Abhauen des Blockkopfes und -fußes um etwa $\frac{1}{3}$ ermäßigte.“ Bevor es losging mit dem Schmieden, mußten die Zimmerleute die Dachkonstruktion nachsehen und so mit Hölzern unterfangen, daß die Leute vom Hammerwerk witzelten:

„Da steht der Argonner Wald!“

Die Balken, an denen die Schwenkkräne mit dem oberen Ende befestigt sind, haben sich zwar gebogen, aber sie haben gehalten. Diese hölzerne Dachkonstruktion war in ihrer Unterhaltung sehr billig gegenüber einer Eisenkonstruktion, die alle 15 Jahre gestrichen werden muß.

Die Zeit der schweren Hämmer ist, wie gesagt, vorüber. Neue werden

nicht mehr aufgestellt, die vorhandenen werden auch nicht umgebaut, so wie es seinerzeit mit unserm 35-Zentner-Hammer auf 50 Zentner geschah. Man ersetzt sie, wenn sie „heruntergearbeitet“ sind, durch Schnellschmiedepressen, u. a. auch mit Schmiedemanipulatoren. Für die dampfhydraulischen Pressen werden, genau wie einst für die Hämmer, die Blöcke in Rollöfen mit Gefälle auf die notwendige Schmiedetemperatur von 1200 Grad gebracht. Vielfältig und raffiniert sind die Behandlungsmethoden, die dem geschmiedeten Stück dann in Glüherei und Vergüterei jedweden gewünschten Grad von Härte, Widerstandskraft, Elastizität verleihen.

Wir wollen nie vergessen, daß längst vor der Erreichung dieses technischen Hochstandes in allen Meeren und Seen Schiffe kreuzten, deren Wellen auf dem 200-Zentner-Hammer der Westfalenhütte geschmiedet wurden.



Unsere „goldenen Jubilare“ (stehend, von links): Direktor Dr. Wohlgemuth, Betriebsratsvorsitzender Pfeiffer, Georg Grimmstein, August Wollers, Richard Bartikowski, Direktor Dr. Harr, (sitzend, von links): Karl Specht, Friedrich Mehlau, Arbeitsdirektor Berndsen, Julius Schmiedhofer.

Unsere Jubilarfeier

In einer Feierstunde ehrte unsere Hoesch AG Westfalenhütte in der Kleinen Westfalenhalle 363 Arbeitsjubilare. Im Auftrag des Direktoriums und Beirates begrüßte Arbeitsdirektor Berndsen in Anwesenheit der Direktoren Dr. Harr und Dr. Wohlgemuth die Jubilare mit ihren Ehefrauen. Er dankte ihnen besonders für die erwiesene Treue, Pflichterfüllung und Kameradschaft. Der Weg, den die Jubilare zurückgelegt hätten, so führte er aus, sei durch zwei Kriege, zwei Inflationen und eine schwere Wirtschaftskrise gezeichnet gewesen. In den Nachkriegsjahren seien es in erster Linie die Jubilare gewesen, die zu ihrem Teil das Werk wiederaufgebaut hätten. Unter Aufführung der bisher durchgeführten Investitionen, die für die Konkurrenzfähigkeit des Werkes und Sicherung der Arbeitsplätze erforderlich gewesen seien, wünschte er den Arbeitsjubilaren und ihren Angehörigen weiterhin einen gesunden, friedlichen und ausreichenden Lebensabend.

Betriebsratsvorsitzender Pfeiffer

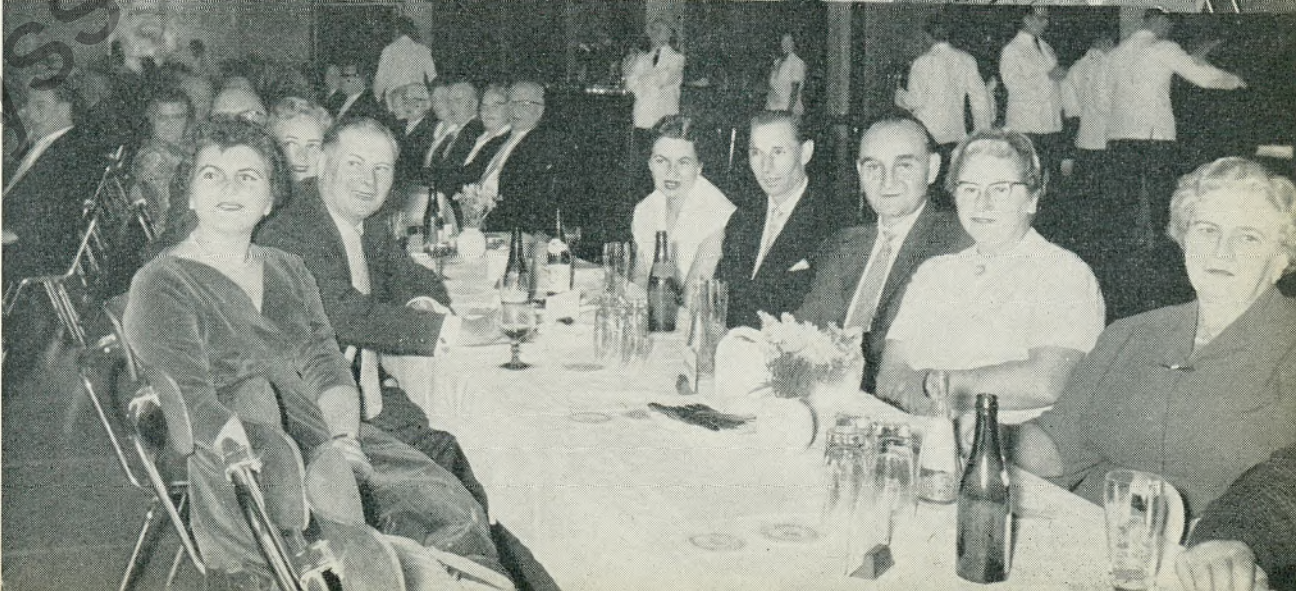
sprach den Jubilaren den Dank und die Anerkennung des Betriebsrates und der Belegschaft aus. Er begrüßte die derzeitige Konjunktur und sprach seine Befriedigung darüber aus, daß sie zugleich mit einer Zeit der wirtschaftlichen und politischen Entspannung zusammenfalle. Die Arbeitsjubilare hätten in der zurückliegenden Zeit selbst zu spüren bekommen, wie wichtig ein gerechter Friede die Voraussetzung für einen sicheren Arbeitsplatz und soziale Sicherheit bilde.

Der Wunsch des Betriebsrates und der Belegschaft sei: sichere Arbeitsplätze, sozialer Fortschritt sowie Frieden und Sicherheit in der Welt.

Ein zweistündiges Variétéprogramm führte die Jubilare und Gäste durch das Reich der Artistik, des Tanzes und Gesanges.

Das Werksorchester spielte anschließend zum Tanz und vereinte alle Anwesenden zu einigen frohen Stunden.





Sicherheitsschuhe machen sich bezahlt!

Unser Mitarbeiter H. L. aus dem Thomaswerk hatte den Auftrag, die Waage am Blockkarussell zu säubern. Dabei war er einen Moment unvorsichtig und stellte seinen linken Fuß so unglücklich auf das Gleis, daß er damit unter einen Karussellwagen geriet. So ein Wagen hat immerhin ein Gewicht von 6,33 t! Also mußte der Fuß platt wie eine Briefmarke sein. Aber . . .

L. trug Sicherheitsschuhe. Hier haben wir wiederum einen „erdrückenden“ Beweis, daß diese Schuhe fast unglaublichen Belastungen gewachsen sind. Betrachten wir einmal den Schuh: Er kann uns genau den Ablauf erzählen: Der Wagen rollte von rechts auf den Schuh, riß die Stahlkappe aus der Sohle und schob sie vor sich her. Dadurch bildete diese Kappe gewissermaßen einen schützenden Panzer um den Vorderfuß und bewahrte ihn vor der Zerquetschung. Durch diese Abbiegung des Vorderfußes wurden dem L. lediglich zwei Zehen gebrochen. Gewiß, auch das ist noch übel genug, aber es konnte schlimmer kommen. Wir möchten wetten, daß L. nun erst recht stets Sicherheitsschuhe tragen wird.

Er hat ihren Wert am eigenen Leibe erfahren.

Weshalb willst du selbst schmerzliche Erfahrungen sammeln?

Hat dir dieser Vorfall nicht schon jetzt die Augen geöffnet?

Glaub es uns: Sicherheitsschuhe machen sich bezahlt!



Viele wollen zur Westfalenhütte

„... Ich bin seit dem 1. 4. Geselle im Schreinerhandwerk und möchte meinen Beruf aufgeben. Ich hörte von meinem Bruder, der auf die Hoeschwerke arbeitet, daß noch Arbeitskräfte eingestellt werden. Ich möchte es meinem Bruder nachmachen und auch auf die Hoeschwerke arbeiten. Lebenslauf beiliegend zugefügt...“

„Ich besuchte die Volksschule und erlernte das Schlosserhandwerk. Die Prüfung habe ich bestanden. Bin gewillt jede Arbeit aufzunehmen.“

... Ich Unterzeichneter bitte die Westfalenhütte um Arbeitsaufnahme. Es geht mir in der Hauptsache um Dauerbeschäftigung, wie ich sie als Bauarbeiter nicht habe. Da wir in Wind und Frost aussetzen müssen, möchte ich mich verändern. ... Mir ist jede Arbeit recht, sollte jedoch 1 Stelle als Maurer oder Hilfsarbeiter frei sein, so würde ich gerne einspringen... War Landwirt im Wartheland, wurde enteignet...“

„... Als gelernter Kerzenschneider (aus der Ostzone) bin ich oft arbeitslos. Da ich großen Wert auf eine feste Arbeitsstelle lege, möchte ich mich hiermit als Arbeiter in der Westfalenhütte AG Hoesch bewerben...“

„... Da ich am 1. April 1958 eine Lehre angenommen hatte als Fliesenleger und diese mir nicht mehr zusagte, habe ich die Lehre diesen Monat unterbrochen, wie es mitunter in der Verwandtschaft so ist. So habe ich ein Interesse, auf ein größeres Werk anzufangen als Arbeiter. Ich empfehle mich Ihnen...“

„... Sehr geehrte Annahmecommission der Westfalenhütte. Meinen Dank dafür, daß ich so schnell Antwort bekam. Die beiden Fragebogen sende ich Ihnen ausgefüllt zurück...“

„... bin Flüchtling und befinde mich mit meiner Familie im Lager... Hier ist es mit Arbeit sehr schlecht und wäre Ihnen dankbar, wenn ich als Hüttenarbeiter anfangen könnte. Bin 42 Jahre, gesund und habe überwiegend schwere Arbeit verrichtet...“

„... geb. in Besarabien, angelernt als Glasmacher, arbeite als Oberbauer. Wir haben sehr viele Regenstunden, und dadurch ist der Verdienst gesunken...“

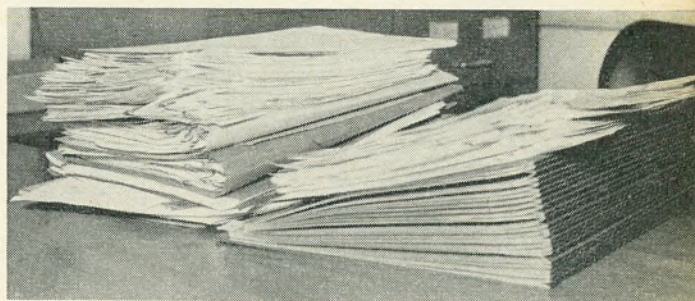
Glaube mich geeignet für Walzwerk, Kran, Rangierer oder Angelerntwerden als Schweißer...“

„... Auf Anweisung des Arztes mußte ich die Untertagearbeit aufgeben...“

„... Bitte ich um einen festen Arbeitsplatz, welcher nicht derartig von Wind und Wetter abhängig ist wie das Baugewerbe...“

„... Mein Vater ist schon über 20 Jahre und mein Großvater war über 30 Jahre bei der Westfalenhütte...“

„... Ich bin von Beruf Zimmerer, bin jedoch mit jeder Arbeit einverstanden.“



„... Ich bin gelernter Kraftfahrer. Sollten Sie im Moment nicht die passende Arbeit für mich haben, bitte ich höflichst, mir jede andere Tätigkeit zuzuweisen.“

„... Ich bin zu jeder Arbeit zu gebrauchen. Bin erst 22 Jahre alt und auch gerade nicht der Schwächste...“

Kessel-Behälterbauer, gelernter Hammer-schmied, Gartenmeister, Drahtseiler, Bau-schlosser, Dachdecker, gelernter Kauf-mann, jetzt als Asphaltur tätig u. a. m., alle schreiben wörtlich oder sinngemäß: „Ich nehme eine Beschäftigung an der Westfalenhütte, gleich welcher Art, gerne an.“



Von links: Manfred Allmeroth, Hans Westheider, Helga Rippmann, Dieter Derdak, Erwin Gersch

Die neue Jugendvertretung

Am 29. und 30. September wurde die Betriebsjugendvertreterwahl in unserer Hütte durchgeführt. Sie wies, das sei vorweggesagt, eine für unsere Hütte ungewöhnlich schlechte Wahlbeteiligung auf. Von 509 Wahlberechtigten haben nur 353 gewählt, das sind knapp 70 Prozent.

Vor der Wahl fanden einige Jugendversammlungen statt, in denen Hans Westheider seinen Geschäftsbericht gab. Auch die Jugend habe schwere Sorgen gehabt, wie die bewährte Mitbestimmung erhalten werden könne. „Wir alle kennen den guten Ruf der Westfalenhütte als soziales Werk nach draußen. Wir alle, ob jung oder alt, sollten uns aber auch Gedanken darüber machen, was ein solcher Ruf bedeutet und wie ein solcher Ruf verpflichtet, und auch darüber, wie wir vielleicht einmal mithelfen könnten und müßten, die von der Belegschaft erarbeiteten Vorteile und die mitentscheidende Stimme des Betriebsrats zu erhalten.“ Das zwischen der Hoesch AG und den Gewerkschaften abgeschlossene Abkommen habe viele Bedenken zerstreut.

Von den fünf im Jahre 1957 in die Jugendvertretung gewählten Jugendvertretern sei die Kollegin Mündelein 1958 ausgeschieden und für sie der Kollege Helmut Glöckner nachgerückt. Der Kollege Manfred Allmeroth werde während seiner Wehrdienstzeit für die Dauer eines Jahres vertreten.

Dem Betriebsrat müsse der **gute Wille zur Zusammenarbeit**

mit der Jugend ausdrücklich bescheinigt werden. Der geschäftsführende Vorstand des Betriebsrates führe in Zusammenarbeit mit dem Jugendausschuß die Jugendarbeit durch. Dadurch kommen fast alle Jugendangelegenheiten vor den Gesamtbetriebsrat und erhielten meistens durch Betriebsvereinbarung eine vertragliche Form. Er hob besonders die Regelung des Urlaubsanspruches der Jugendlichen hervor und sprach dem Betriebsrat und dem Arbeitsdirektor Berndsen den besonderen Dank der Jugend aus.

Sehr zufriedenstellend sei auch die Frage der Unterbringung der zu Ostern in den

Betrieb entlassenen Facharbeiter gelöst. Ein erfreuliches Ergebnis für die Jugendvertretung sei die Wiedereinführung des staatsbürgerlichen Unterrichts (Gemeinschaftskunde). Hans Westheider sprach zum Schluß allen Jugendvertrauensleuten für ihre geleistete Mitarbeit den Dank der Jugendvertretung aus.

Zur Wahl

waren folgende Bewerber vorgeschlagen:

1. Allmeroth, Manfred, Betr.-Schlosser
2. Bierhoff, Otto, M. u. E.-Stahlwerk
3. Derdak, Dieter, Masch.-Schlosser
4. Gersch, Erwin, Betr.-Schlosser
5. Lemmers, Wolfgang, Betr.-Schlosser
6. Lewandowski, Klaus, Walzendreher
7. Mielke, Horst, Dreher
8. Pähler, Heinz, Ind.-Kaufmann
9. Reichert, H.-Dieter, Verlader
10. Rippmann, Helga, Ind.-Kaufmann
11. Westheider, Hans, techn. Zeichner
12. Wölki, Bernhard, Elektriker
13. Woltermann, Ernst, Th.-Stahlwerker

Es erhielten:

	Stimmen
1. Allmeroth, Manfred	118
2. Bierhoff, Otto	36
3. Derdak, Dieter	163
4. Gersch, Erwin	158
5. Lemmers, Wolfgang	82

6. Lewandowski, Klaus	53
7. Mielke, Horst	40
8. Pähler, Heinz	49
9. Reichert, Hans-Dieter	47
10. Rippmann, Helga	220
11. Westheider, Hans	269
12. Wölki, Bernhard	103
13. Woltermann, Ernst	34

Die Betriebsjugendvertretung setzt sich so mit wie folgt zusammen:

1. Westheider, Hans
2. Rippmann, Helga
3. Derdak, Dieter
4. Gersch, Erwin
5. Allmeroth, Manfred

Die Konstituierung der Jugendvertretung

fand am 7. Oktober statt. Es wurden gewählt zum

1. Vorsitzenden	Hans Westheider
2. Vorsitzenden	Helga Rippmann
Schriftführer	Erwin Gersch

Kollege Latta als Vorsitzender des Wahlvorstandes betonte mit einigen kurzen Worten die Notwendigkeit einer weiteren guten Zusammenarbeit zwischen Betriebsrat und Jugendvertretung zur Rechtfertigung der bestehenden Aufgaben. Er wünschte der Jugendvertretung für die nächsten zwei Jahre viel Erfolg.

Die Zuständigkeit

der einzelnen Jugendvertreter ergibt sich aus folgender Aufteilung der Betriebe:

Helga Rippmann: Hauptverwaltung
Versuchsanstalt

Erwin Gersch: Lehrwerkstatt

Dieter Derdak: Lehrwerkstatt
Kaltwalzwerk
EWS
Breitbandwalzwerk
Masch.-Abt. Außenbetr.
Stahlwerk III
Drahtverfeinerung

Hans Westheider: Martinwerk I/III
Thomaswerk
Walzwerke
Walzendreherei
Mech. Werkstätten

Manfred Allmeroth: Lok-Werkstatt
Waggonwerkstatt
Stahlbau
Elektrotechn. Abt.
Eisenbahn
Hochofen
Masch.-Abt. Hochofen
Masch.-Abt. Stahlw.
Feineisenstraße
Zementfabrik

Die Betriebsjugendvertretung und ihre Aufgaben

Seit Bestehen des Betriebsverfassungsgesetzes haben viele Jugendvertreter in den Betrieben ihre Arbeit aufgenommen.

Die Aufgaben, denen sich der Jugendvertreter gegenüber sieht, sind für ihn teilweise neu. Auf den ersten Blick mag es so scheinen, als seien seine Rechte und Pflichten sehr begrenzt. Das ist aber nicht so. Das Gesetz legt nämlich fest, daß die Jugendvertreter an allen Verhandlungen von Fragen teilnehmen, die die Interessen der Jugendlichen in den Betrieben wesentlich berühren. Aus dieser Tatsache ist erkennbar, daß auch der Gesetzgeber die vielschichtigen betrieblichen Interessen der Jugendlichen anerkannt hat und die Möglichkeit der Interessenvertretung durch Jugendliche selbst gibt.

Nun ist es schon gesagt worden, daß die Interessen sehr vielseitig sind, ohne daß es sich dabei um Sonder- oder Gruppeninteressen handeln muß. Im Gegenteil, diese Interessen sind bedingt durch die

besondere arbeitsrechtliche Stellung und die Probleme, die mit der Eingliederung in das Berufs- und Arbeitsleben verbunden sind.

Auf welche Aufgaben erstreckt sich nun die Interessenvertretung im einzelnen?

Die Jugendvertretung hat darauf zu achten, daß die gesetzlichen und tariflichen Bestimmungen eingehalten werden, insbesondere die Bestimmungen des Jugendarbeitsschutzgesetzes. Dabei fällt der Jugendvertretung in der Überwachung und dem Ausbau des Unfallschutzes eine besondere Aufgabe zu. Es geht doch hier um das Leben und die Gesundheit junger Menschen. Sie auf die besonderen Gefahren des Betriebes mit seinen Einrichtungen aufmerksam zu machen, ist oberster Grundsatz.

Eine sehr wesentliche Funktion fällt der Jugendvertretung bei der

Berufsausbildung

zu. In dem guten Zusammenwirken mit den verantwortlichen Ausbildern muß hier das Problem des beruflichen Nachwuchses gelöst werden. Diese Frage ist für den jungen Menschen, den Betrieb und die Wirtschaft von sehr großer Bedeutung und Wichtigkeit.

Zu diesen konkreten Aufgaben kommen noch eine Reihe von Aufgaben, die sich aus dem praktischen Ablauf des Betriebes ergeben:

1. Die Beobachtung der Akkordsysteme und deren grundsätzliche Auswirkung.

2. Die Beobachtung der Jugendlöhne und Lehrlingsvergütungen gemäß den gültigen Tarifabschlüssen.
3. Die Beobachtung des Grundsatzes: Gleiches Entgelt bei gleicher Arbeit und gleichwertiger Leistung unter Wahrung der Schutzbestimmungen.
4. Die Mitwirkung bei der sozialen Betreuung im Betrieb.

Mit diesen Aufgaben sind nur einige **sehr wesentliche und grundsätzliche Punkte**

aufgezeigt. Damit ist aber der Gesamtaufgabenbereich der betrieblichen Jugendvertretung noch nicht erschöpft. Das Betriebsleben und der Ablauf der Produktion mit seinen Auswirkungen auf die jungen Menschen wirft noch eine Reihe von Problemen auf, die im Interesse aller Beteiligten gelöst werden müssen.

Alle Aufgaben können nur in gemeinsamer und kollegialer Weise mit dem Betriebsrat ihrer Lösung zugeführt werden. Durch die Jugendvertretung soll den jugendlichen Arbeitnehmern Gelegenheit gegeben werden, ihre Belange selbst innerhalb des Betriebes zu vertreten und sich in der Praxis demokratischer Vorgänge üben.

Helmut Latta

Röntgenreihenuntersuchung 1959

Der Werksärztliche Dienst beabsichtigt, auch in diesem Jahr die Röntgenreihenuntersuchung der Gesamtbelegschaft durchzuführen. Es wird nicht selten die Frage erhoben, ob sich eine solche Untersuchung angesichts der Tatsache, daß die Tuberkulose dauernd im Rückgang begriffen ist, noch lohnt.

Abgesehen davon, daß nicht nur nach Tuberkulose, sondern auch nach Lungenkrebs und anderen Erkrankungen im Brustraum gefahndet wird, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Tuberkulose im Krankheitsgeschehen der Bundesrepublik immer noch eine erhebliche Rolle spielt. Im Jahre 1958 belief sich die Zahl der erfaßten Neuzugänge auf 77 424 Fälle, davon waren allein 20 638 Personen mit offener, also ansteckender, Lungentuberkulose. Ende 1958 betrug die Gesamtzahl der bekannten Fälle an offener Lungentuberkulose 98 669, die der geschlossenen, aber aktiven Fälle betrug zu diesem Zeitpunkt 212 179. Das sind immer noch beachtliche Zahlen, besonders, wenn man bedenkt, daß ein gewisser Prozentsatz unbekannter offener Tuberkulosefälle sich frei bewegt und beruflich tätig ist, ohne von der Erkrankung etwas zu wissen. Auch von den bekannten offenen Fällen ist nicht jeder isoliert und kann somit ansteckend wirken.

Man sollte sich bei der Meinungsbildung über die Notwendigkeit der Röntgenreihenuntersuchung auch klar darüber sein, daß die Tuberkulose zahlenmäßig zurückgedrängt wurde nicht allein durch Besserung der Wohnungs- und Ernährungsbedingungen, sondern eben durch die großzügig durchgeführten Röntgenreihenuntersuchungen im abgelaufenen Jahrzehnt.

Dabei hat der Ablauf des einzelnen Falles auch heute nichts von seiner Tragik verloren. Die offene Lungentuberkulose braucht zur Ausheilung monate- und jahrelange Behandlung mit Arbeitsunfähigkeit, Trennung von der Familie und Angewiesensein auf die öffentliche Fürsorge, wenn nicht der tödliche Ausgang das Drama vorzeitig beendet. Der wöchentliche Ausweis unseres Städtischen Gesundheitsamtes zeigt, daß jede Woche noch einige Mitbürger unserer Stadt an Lungentuberkulose sterben. Es lohnt sich also, an der Röntgenreihenuntersuchung teilzunehmen, denn je früher die Krankheit bekannt wird, um so eher ist eine Heilung zu erwarten.

Was die Schädlichkeit der Röntgenstrahlen angeht, so ist dieses Thema in den vergangenen Jahren in allen möglichen Presseerzeugnissen und vielfach von wenig berufener Seite behandelt worden. Grundsätzlich ist dazu zu sagen, daß die Strahlenmenge, wie sie bei der Röntgenreihenuntersuchung zur Anwendung kommt, für den Untersuchten selbst völlig ohne Belang ist. Eine gewisse Vorsicht vor mehrfach im Jahr vorgenommenen Röntgenuntersuchungen und Röntgenbehandlungen ist im fortpflanzungsfähigen Alter geboten, weil durch Strahleneinwirkung auf das Keimgewebe dieses beeinträchtigt werden kann. Als Folge dieser Strahlenschädigung kann der Prozentsatz der möglichen Mißbildungen in der Nachkommenschaft in gewissem Umfang steigen. Die Röntgenreihenuntersuchung beginnt in der ersten Novemberwoche. Für die einzelnen Betriebe sind getrennte Termine festgesetzt worden, die durch Aushang bekanntgegeben werden.

Dr. Klausenz

Satzungsänderungen

Die Satzung unserer Betriebskrankenkasse wurde durch den sechsten Nachtrag vom 9. Juli 1959 ab 1. August 1959 wie folgt geändert:

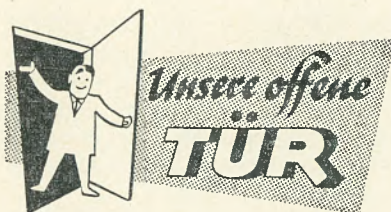
	Alte Fassung	Neue Fassung
§ 10 I	Beiträge für die in § 6 Abs. I und § 7 bezeichneten Versicherten.	Beiträge für die in § 6 Abs. I und § 7 bezeichneten Versicherten.
1)	Der Beitrag wird allgemein auf 8 v. H. des Grundlohnes festgesetzt.	Der Beitrag wird allgemein auf 7,5 v. H. des Grundlohnes festgesetzt.
	Er beträgt:	Er beträgt:
a)	wenn der Anspruch auf Kranken- und Hausgeld ruht, weil der Versicherte während der Arbeitsunfähigkeit Arbeitsentgelt für mindestens 14 Tage erhält, für Pflichtversicherte 5,5 v. H.; für freiwillig Versicherte 5,5 v. H.;	a) wenn der Anspruch auf Kranken- und Hausgeld ruht, weil der Versicherte während der Arbeitsunfähigkeit Arbeitsentgelt für mindestens 14 Tage erhält, für Pflichtversicherte 5,0 v. H.; für freiwillig Versicherte 5,0 v. H.;
b)	für freiwillig Versicherte, die nach § 22 Abs. I, 8 beschränkte	b) für freiwillig Versicherte, die nach § 22 Abs. I, 8 beschränkte

Alte Fassung	Neue Fassung
Kassenleistungen erhalten, 4,5 v. H.;	erhalten, 4,5 v. H.;
c) für Weiterversicherte für die Dauer des Aufenthaltes im Ausland 4 v. H.	c) für Weiterversicherte für die Dauer des Aufenthaltes im Ausland 4 v. H.
d) (neu)	d) Für Versicherte, solange sie Berufssoldaten oder Soldaten auf Zeit sind (§ 313 Abs. 6 RVO), 4 v. H.
e) Für Empfänger von bisher d) Arbeitslosengeld und Arbeitslosenhilfe, die der Kasse angehören, ist der allgemeine Beitragssatz von 8 v. H. maßgebend.	e) Für Empfänger von Arbeitslosengeld und Arbeitslosenhilfe, die der Kasse angehören, mindert sich der allgemeine Beitragssatz (§ 10 I, 1) gemäß § 109 Abs. 1 Satz 2 AVAVG um $\frac{1}{3}$.
f) (neu)	f) Freiwillig versicherte Rentner im Sinne des § 7 I, 2 b zahlen einen Beitrag in der Höhe des im § 381 Abs. 4 der RVO festgesetzten Zuschusses.

Diese Änderungen sind vom Oberversicherungsamt mit der Maßgabe genehmigt worden, daß die Änderung zu § 10 I, 1 zunächst bis zum 30. Juni 1960 läuft.

Wir empfehlen unseren Mitgliedern, den Auszug aus der Kassen-satzung, der sich in ihren Händen befindet, entsprechend zu ändern.

Auch eine Gruppe Engländer stellte sich unserem Fotografen zu einem Erinnerungsfoto



In den letzten 4 Wochen besuchten uns:

30 Lehrlinge der Firma Steinau, Neheim-Hüsten, 20 Schüler aus Köln, 50 Kunden aus Jülich, 25 Engländer, 30 Schüler der Elisabethschule Paderborn, 35 Teilnehmer der Meisterkurse der Wirtschaftsvereini-

gung Eisen- und Stahlindustrie, 26 Schüler der Realschule Letmathe, 38 Lehrlinge der Berufsschule Hamm, 30 Schüler der Berufsschule Paderborn, 30 Schüler der Realschule Lütgendortmund, 35 Lehrlinge der Hoesch Walzwerke AG Hohenlimburg, 20 Primaner des Lukas-Gymnasiums Opladen, 40 Mitarbeiter der Abwassertechn. Vereinigung Bonn, 40 Schülerinnen der Mallinckrodtsschule Dortmund, 20 Mitglieder der IG Metall Pleffenberg, 20 Hörer der Sprachschule Siegerland, 30 Schüler der Benedict-School Dortmund, 10 Belgier, 30 Schüler der Berufsschule Herford, 35 Schüler der Benedict-School Dortmund, 40 Schüler der Berufsschule Salzuflen, 40 Schüler der Berufsschule Werden, 20 Über-

wachungsbeamte der Landesversicherungsanstalt Westfalen, 30 Berliner, Gäste der Handelskammer Dortmund, 20 Primaner des Gymnasiums Ibbenbüren, 30 Lehrlinge der Firma Miele, Bielefeld, 18 Besucher des Hauses Dornau, 15 Kunden der Geschäftsstelle Hagen, 40 Lehrer aus Nordhorn, 35 Hörer der Staatlichen Ingenieurschule Wuppertal, 40 Schüler der Berufsschule Köln, 35 Mitglieder der Handwerkskammer Bielefeld, 30 Schüler der Berufsschule Heide in Holstein, 40 Berufsschüler aus Nordhorn, 30 Lehrlinge aus Hohenlimburg, 15 Mitglieder der Geographischen Gesellschaft Münster, 30 Mitarbeiter des Arbeitsamtes Dortmund, 35 Sekundaner des Humboldt-Gymnasiums Dortmund.

Berufsschüler — sehr unternehmungslustig





Unsere Jugend in hartem Wettstreit

Am 26. September 1959 fand in der Hoesch-Kampfbahn das Sportfest der Jugendgruppen der Industriegewerkschaft Metall statt. Es begann um 15.00 Uhr mit dem 100-m-Lauf, der zum Dreikampf zählte. Ihm folgten Springen und Kugelstoßen.

Um 16.45 Uhr erfolgte der Anstoß zum Endspiel um die Gruppenmeisterschaft im Fußball: Jugendgruppe Lünen gegen Jugendgruppe Schüren. Nach der ersten Spielhälfte stand es 1:0 für Lünen.

In der Halbzeit dieses Spiels traten 8 Jugendgruppen in 2 Vorläufen über 4x200 m an. Beide wurden in überlegenem Stil von den A- und B-Staffeln der Jugendgruppe Nord gewonnen.

Die mit Spannung erwartete 2. Halbzeit des Fußballspiels brachte nach fairem Spielverlauf einen 3:0-Sieg für die favorisierten Lünen Jungen.

Im abschließenden Staffellauf rechtfertigten die Jungen der A-Staffel der Jugendgruppe Nord ihre Aufstellung im Kampf gegen die B-Staffel.

Am Abend fanden sich alle aktiven und passiven Teilnehmer zur traditionellen Siegerehrung im Festsaal der Hoesch-Westfalenhütte ein. Zu ihnen gesellten sich mit leichtverblaßter Bräune, aber vielen schönen Urlaubserinnerungen die Jungen und Mädels, die mit der IG-Metall im Sommer ihren Urlaub im In- und Ausland verbracht haben.

Im Rahmen des bunten Programms erfolgte die Ehrung der stolzen Sieger:

Verleihung des Wanderpreises an die Lünen Fußballmannschaft,

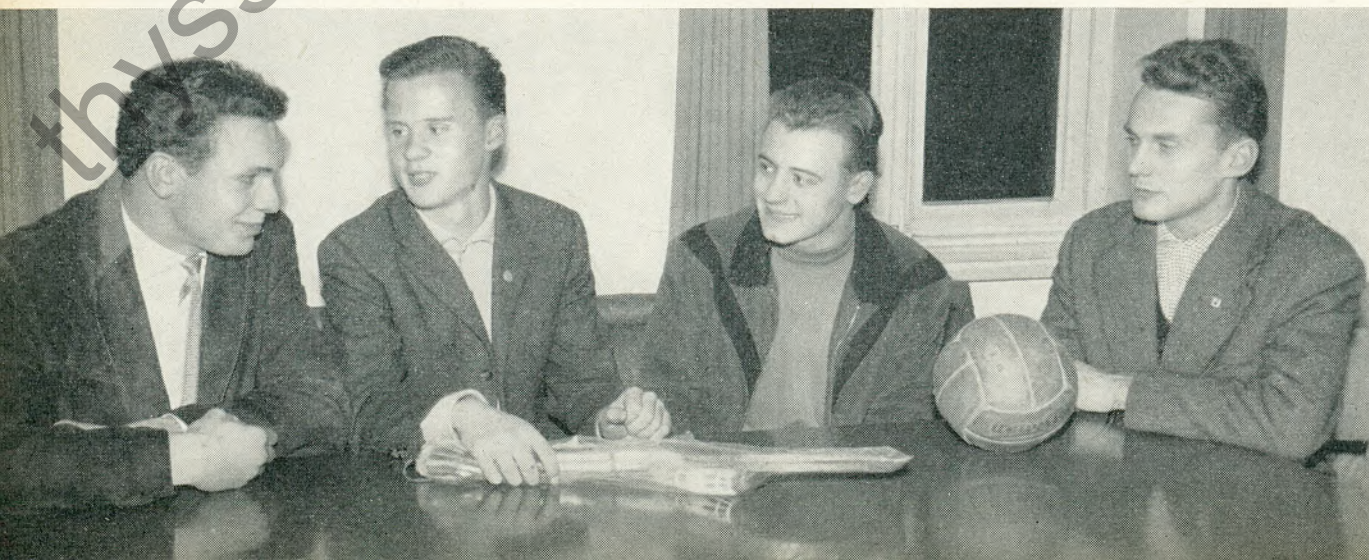
Überreichung von Sportgeräten an die Sieger im Dreikampf: Helmut May, Elmar Berse und Norbert Starke, alle Jugendgruppe Nord,

sowie an die siegreichen Staffeln der Jugendgruppe Nord.

Zum anschließenden Tanz spielte das Study-Ensemble auf und beendete einen Tag, der im sportlichen Kampf und im Austausch netter Urlaubserlebnisse manche Freundschaften unter den Jugendlichen der IG Metall festigte.

Helga Rippmann

Das war die Siegesstaffel: (von links) Berse, May, Ludewig und Hansmeier



Bei den alten Römern gab es ein Wort „RATIO“, das heute noch im lateinischen Wörterbuch eine ganze Seite füllt. Es bedeutet unter anderem Planung, Berechnung, Methode und Vernunft. Daraus wurde in der Neuzeit die „Rationalisierung“ entwickelt, worunter etwa „planmäßige Vereinfachung komplizierter Arbeiten, unter Einsparung von Handgriffen, Gehirnschmalz und Geld“, zu verstehen ist. In der Praxis wird das so durchgeführt: Man kauft eine schöne, große Maschine und heuert dazu einen Ausbilder an, der sie einführt, beide von erster Qualität und Preisklasse. Die beiden sollen in der Zukunft eine ganz ungeheure personal- und kostensparende Wirkung zeitigen.

Das wäre alles, wenn — ja wenn nicht die menschliche Natur so anpassungsfähig wäre. Denn die Zukunft beginnt bekanntlich heute, und sobald die Maschine ihre Regierung angetreten hat, gleichen die in ein solches Rationalisierungsprogramm eingespannten Leute in kurzer Zeit selbst Maschinen. Sie lachen nicht mehr. Sie frühstücken im Eilzugtempo und verschieben den wichtigsten Gang des Tages bis zum Alleräußersten, denn die verflixte Maschine wartet nicht. Auch ein harmloser Besucher tritt nach erfolgter Besichtigung ins Freie wie ein Maikäfer, der nach dreitägiger Dunkelheit zum erstenmal wieder seine Zigarrenkiste verlassen darf. Wußten Sie übrigens, daß das System aus dem Westen kommt?

Frauen

halten meist nicht allzuviel von der Rationalisierung, weil sie der weiblichen Natur zuwiderläuft, indem sie jeglicher Phantasie den Garaus macht. Nebenbei bemerkt, es werden heute von den Verbesserungsaposteln Dinge erfunden, die die Hausfrau seit mehreren Generationen als unwirtschaftlich, unpraktisch und für einen kleinen Haushalt viel zu teuer wieder abgelegt hat. Einem Mann, der die Küche durchorganisieren möchte, sollte man mit sonni-gem Lächeln einen Mülleimer (voll) in die rechte und einen Kohleneimer (leer) in die linke Hand drücken. Das lenkt ab. In hartnäckigen Fällen kann man ihm seinen Kaffee streng rationell für eine Woche voraus kochen. Spätestens am zweiten Tag ist er geheilt. Und damit verlassen wir den häuslichen Sektor und kehren zurück zum Betrieb.

Warum ist eigentlich der Mensch so sehr geneigt, im Leben den zweiten Schritt vor dem ersten zu tun? Es gibt so viele Möglichkeiten, einen Betrieb zu verbessern, und zwar im Rahmen des Gegebenen, ohne Nervenzerreißen und ohne große Unkosten.

Es war einmal ein Werk,

da wurde beim Einkauf von Büromaterial immer eine erfahrene Schreiberin hinzugezogen und gefragt: „Was halten Sie von den neuen Briefbogen? Sie müssen ja schließlich damit arbeiten. Was könnte man nach Ihrer Meinung tun, um den berechtigten Satz ‚Bitte in Ihrer Antwort unser Zeichen angeben!‘ so deutlich hinzuknallen, daß jeder Angeredete darüber stolpert und es auch wirklich tut.“ Vermiedene Sucherei ist ersparter Arbeitslohn.

In jenem Betrieb hatte übrigens die Morgenstunde wirklich Gold im Mund, denn dort wurde morgens diktiert und mittags fast nur getippt. Dabei blieben die Schreibkräfte so frisch und gesund, daß sie alle achtzig wurden und keine im vierzigsten Lebensjahr mit Kreislaufstörungen herumhinkte.

Rationalisierung — einmal anders erklärt

Vor grauen Jahren

arbeiteten dort zwei Herren, die sich nicht so ganz grün waren. Die brachten es fertig, am gleichen Tag zur gleichen Versammlung, aber in getrennten Wagen, nach Hinterwutzenhausen zu fahren, weil jeder meinte, er würde im gleichen Wagen mit diesem Ekel — schon damals war das Ekel immer der andere — sterben. Aber als der eine mal seinen Wagen ein bißchen zerbrochen hatte, da mußten sie es trotzdem versuchen. Und siehe da, es gelang. Denn es ist nachweislich noch nie ein Engel an der bloßen Nähe eines Ekels gestorben. Woraus ersichtlich wird, daß Selbstbeherrschung ein äußerst kostensparender Betriebsfaktor ist.

Soll ich noch die

Geschichte von dem alten Sportler

erzählen, der die Bewegung so liebte, daß er wie ein Stafettenläufer neun Stunden

täglich zwecks Leistungskontrolle durch Hallen und Gänge raste, um dann ermattet kurz vor Feierabend auf seinen — Stuhl zu sinken und mit der Sklavenarbeit zu beginnen, die seine Kollegen widerspruchslos und ganztätig leisteten? Ich konnte leider nie erfahren, ob er den Vorgesetzten gefunden hat, der ihm die Sinnlosigkeit dieser Methode klargemacht hat. Und das ist heute noch schade.

Nicht weit entfernt davon arbeitete der Kaufmann, der jedes Telefongespräch weitausholend bei der Machtübernahme durch Adam den Ersten im Paradies begann, um dann in weitem Bogen bei seinem Anliegen zu landen. Ein gütiger Abteilungsleiter erklärte ihm den Spruch „Fasse dich kurz, oder hilf mir arbeiten!“ Und der Mann wurde geheilt. Und die Telefonrechnung wurde kleiner.

Besonders interessant

erscheint mir die Geschichte der beiden Konkurrenten, die sich zu einer beruflichen Aussprache trafen. Des einen Magen und Leber hatten schon bessere Tage gesehen, und des anderen Herz und Kreislauf waren auch aus den besten Jahren heraus. Aber aus lauter Höflichkeit fühlten sie sich verpflichtet, sich gegenseitig zu schweren Speisen, schweren Weinen und schweren Zigarren einzuladen, obwohl jeder wußte, daß es ihm nicht guttun würde. Da faßten sie den Entschluß, der einer der schwersten ist: den Entschluß zum einfachen Leben. Es hat weder ihrer Gesundheit noch ihrer Kasse geschadet, im Gegenteil!

Zum Schluß möchte ich nur noch versichern, daß die oben geschilderten Erfahrungen in Hinterindien und vor rund tausend Jahren gesammelt wurden, daß also Ähnlichkeit mit lebenden Personen und existierenden Firmen rein zufällig sind. Das ist wichtig für den Fall, daß dieser Stoff einmal verfilmt wird. Grete Hafner



Siedlerfreuden stärker als Siedlersorgen



„Bis jetzt sind wir in der Franz-Zimmer-Siedlung immer noch klargekommen!“ Wohl der Siedler- und Eigenheimergemeinschaft, die auf ihrer alljährlichen Vorstandssitzung (bei „Meyer am Dom“) durch ihren Vorsitzenden Wilhelm Alex eine so positive Grundbilanz ziehen kann! Unsere Abteilung Wohnungswirtschaft, vertreten durch Betriebschef Jensen und Bürovorsteher Weber, unsere Wohnungskommission, vertreten durch die Betriebsratsmitglieder Jendhoff und Stachel, alle stimmten mit den im Vorstand vereinigten Leitern der sechs Bauabschnitte darin überein, daß über schwierige Bauprobleme, Material- und Geldsorgen hinweg, ja, allen durch die enge Nachbarschaft entstehenden Spezialschwierigkeiten zum Trotz der gemeinsame Aufbau und die gemeinsame Pflege der Siedlung mit zum Schönsten gehört, was das Leben an sinnvollem Inhalt überhaupt zu bieten vermag. Diese Art von Daseinsgestaltung, in der Beruf und Privatleben untrennbar vermischt sind, muß sich vor allem „fürs Herz“ lohnen. Sonst gäbe es innerhalb des

Siedlerbundes gewiß keine „Siedlerschule“, auf der man nebenbei so viel Gutes, Nützliches und Schönes lernen kann, daß goldene Siedlernadeln als Belohnung der erfolgreich in die Praxis umgesetzten Theorie dabei herauskommen.

Wenn man hört, daß bald Gartenfachwart Willy Schrewe wiederum in der Schule erwartet wird, um einen Filmvortrag über den neuesten Stand der

Garten- und Siedlerwirtschaft

zu halten, so gewinnt man den Eindruck, daß zur besonderen Erleichterung die Schule hier sogar zum Schüler kommt. Und die Möglichkeit, gemeinsam den Siedlerkalender ebenso wie Kali, Kalk und Torf in großen Mengen zu bestellen, läßt ahnen, in welchem Ausmaß die Kopfschmerzen, die der Privatmann als Bauherr allein auszubaden hat, hier dem einzelnen erspart bleiben, weil die Gemeinschaft das für jeden macht. „Wieviel Kali brauche ich, wie habe ich damit umzugehen?“ Ist bereits durch das Ergebnis einer für alle durchgeführten Bodenunter-

suchung beantwortet: In der Franz-Zimmer-Siedlung ist Kali „Mangelware“; 60 Gramm je Quadratmeter müssen dem Boden beigemischt werden, die man am besten mit Thomasmehl mischt.

Ein Wegestück, das aus irgendwelchen Gründen noch „offen“ bleiben mußte, weil vielleicht der Straßenbau nicht in dem Tempo „mitziehen“ kann, in dem bei uns gesiedelt wird, kann mit Hüttenschutt sicherlich vorläufig „geschlossen“ werden, wenn man sich nur darüber einig ist, daß man einen entsprechenden Antrag stellen und ihn an der richtigen Stelle einreichen will.

Die Versicherungen gegen Feuer-, Sturm- und Wasserschäden, die nach der Auflassung abgeschlossen werden müssen, wären für den einzelnen mühevoll, „knibbelig“ und zeitraubend. Wenn man das aber abschnittsweise erledigt, fußend auf den Erfahrungen, die zeitlich früher fertig gewordene Abschnitte bereits gewonnen haben, verwandelt sich die Problematik aus einer Gewitterwolke in eine nach Schema zu erledigende Routinesache. Die



Fragen, ob Kellerwände und Kellerhalse stabil genug gegen Bergschäden sind und wie und bei wem man Sprengschäden anmelden muß, werden gleich mit beantwortet.

Kummer, den man hat,

wenn sich dichte Staubwolken auf die gerade frisch gestrichenen oder gewaschenen Hauswände legen, wird durch die Abschnitts-Versammlung an den Vorstand und von ihm dahin geleitet, wo die Staubwolken entstehen. Gewünschte Sandkisten, von vielen Muttis zugleich übersehbar, ein möglichst eingezäunter Platz, auf dem sich die Großen austoben können — auch das sind Dinge, die man sich für die Vorstandversammlung notiert hat, gewiß, daß maßgebliche Stellen sich wohlwollend damit beschäftigen werden.

Vorzeitig reparaturbedürftige Gartentore, Anstrich- und Zaunfragen, Türen, Fenster, die man lieber da hätte, wo der Kollege vom andern Bauabschnitt sie hat — das streift das Einspruchsrecht gegen schädliche Um- und Anbauten“, das sich das

Werk vorbehalten hat. Dieses Recht bietet dem Werk eine Gewähr dafür, daß der Charakter als „Mustersiedlung“ nicht gefährdet wird. Es schützt aber auch den Siedler, der als Glied der Gemeinschaft stolz auf „seine“ Mustersiedlung ist, davor, daß irgendein eigenbrötlerischer und querköpfiger Nachbar den Gesamteindruck verschandelt.

Natürlich gibt es in dieser größten Werksiedlung im Dortmunder Raum auch

vereinzelte schwarze Schafe,

die aus der Reihe tanzen und sichtbar oder fühlbar den anderen auf die Nerven fallen. Da wird der Vorstand zu prüfen haben, wie weit man in einer Gemeinschaftssiedlung von demnächst 200 Siedlern und Eigenheimern und etwa 100 Einliegern gegen den Strom schwimmen kann, oder ob es sich um „grobe Verstöße“ gegen die Siedlergemeinschaft handelt, die schlimmstenfalls mit Ausschluß enden. Ein freundlicherer Programmpunkt sind dann wieder die zehn Bienenvölker, die,

zur Befruchtung der Obstbäume dringend benötigt, von einem „Bienenvater“ bestens betreut, in diesem trockenen Sommer mitten im Industriegebiet verhungert wären, wenn man nicht schon im August „eingefüttert“ hätte. Das Einfüttern geschieht durch verabreichte Zuckerlösung. Zucker kostet Geld. Wenn die für die Siedlergemeinschaft unerlässlich notwendigen, gemeinschaftlich gehaltenen Bienen Zucker brauchen, so muß er aus der Gemeinschaftskasse gekauft werden: einhundertundachtzig Pfund!

Und wenn die Kinder der Siedler, der Eigenheimer und Einlieger genauso schön wie voriges Jahr Weihnachten feiern wollen, dann muß die Gemeinschaftskasse auch „etwas dabeitun“. Gut, daß wir für solche Feste „unsere“ Schule haben! Fürs Programm wollen wir schon sorgen. Und was den Kasperle angeht, der letztes Jahr so lustig dabei gespielt hat: Wir wissen ja, daß er in der Hauptbücherei sein Standortquartier hat. Der wird schon nicht nein sagen.

Richtig sehen — am Steuer

Blicken Sie weit voraus

Viele schauen am Steuer nur auf den Randstein dicht neben sich rechts oder auf die weiße Linie links von ihnen. Sie sehen also direkt über ihre Motorhaube oder ihren Kotflügel nach unten. Man nennt das „nah visierendes“ Steuern. Richtig fährt, wer fünfzig Meter und mehr voraus in die *Mitte* der Richtung schaut, die er nehmen will. Nur wenige machen sich klar, daß wir nur innerhalb eines sehr kleinen Winkels unserer Gesichtssache scharf sehen. Blicken wir dreißig Meter voraus, dann ist der Ausschnitt, den wir scharf fixieren, bare eineinhalb Meter breit. Bei hundert Metern sind es fünf, bei dreihundert Metern sechzehn Meter. Das meiste erfassen wir zunächst nur mit den unscharfen Randbereichen unseres Blickfeldes oben, unten oder seitlich, durch die dann unser zentrales Sehfeld entsprechend gelenkt wird.

Den Überblick behalten

Der Wagen unmittelbar vor Ihnen sollte für Sie nur ein kleines Teilchen in der großen Verkehrsszene sein. Bleiben Sie weit genug hinter ihm zurück (mindestens eine Wagenlänge auf je 15 Kilometer je Stunde), so daß er im Randbereich Ihres Gesichtsfeldes bleibt.

Lassen Sie Ihren Blicke wandern

Gewöhnen Sie sich an, Ihre Blickrichtung mindestens alle zwei Sekunden zu wechseln (Ihre Augen senden normalerweise in jeder Sekunde vierzig völlig neue Bilder an Ihr Gehirn). Erregt eine Verkehrssituation Ihre Aufmerksamkeit, so sollten Sie sofort darauf reagieren, sei es durch Herabsetzen der Geschwindigkeit, durch Ausbiegen oder durch ein Hupensignal — notfalls alles zugleich —, damit Sie Ihren Blick gleich wieder auf die Reise schicken können.

Lassen Sie sich einen Notausgang

Die meisten Fahrer halten sich zu dicht hinter- oder nebeneinander. Der gute Fahrer sorgt stets für einen „Notausgang“, indem er sich rings um seinen Wagen einen schützenden Abstand schafft. Er geht ferner automatisch mit seiner Geschwindigkeit herunter, wenn er wegen einer Steigung, einer Kurve, einer unübersichtlichen Straßenkreuzung, geparkter Wagen, Regens oder Nebels nicht weit genug sehen kann. Verzichteten Sie unter keinen Umständen auf diesen Schutzabstand, nur weil Sie vielleicht in einer Wagenkolonne um einen Platz nach vorn rücken können.

„Genauso fahre ich ja“, werden Sie vielleicht sagen. In Wirklichkeit werden diese Regeln zwar von einigen manchmal beachtet, aber zur Gewohnheit

Wir kommentieren und glossieren

Ausbildung mit mangelhaften Fundamenten

Unsere Bildungsgrundlagen sind heute ein Mixtum compositum aus alten humanistischen Idealen, Konzessionen an das technische Zeitalter und seine Anforderungen, aus nationalstaatlichen Fundamenten, wie sie das 19. Jahrhundert zur Basis hatte, eine Mischung aus Wissensvermittlung und alten Bildungsidealen. Man findet dieses Bild in allen Ausbildungsstufen und Ebenen, von der Volksschule bis zur Hochschule. Wir leben in einer Ausbildungskrise ersten Ranges, weil noch kein geschlossenes Bildungsideal wiedergefunden ist. Allem heutzutage wollen wir gerecht werden und haben deshalb eine Vielzahl von Bildungskomponenten als Bausteine unserer Ausbildung. Dieser Zustand, der gar nicht kritisch genug beleuchtet werden kann, trägt in keiner Weise den politischen und wirtschaftlichen Zielen Rechnung, in den nächsten beiden Jahrzehnten über das Trennende hinweg den Weg zum vereinten Europa zu finden.

Die größten Entschlüsse auf wirtschaftlichem und auch politischem Gebiet

reichen nicht aus, wenn wir der Jugend nicht zugleich ein europäisches Bildungsideal bei der Ausbildung zugrunde legen und vermitteln.

Wir müssen nicht nur mehrere Sprachen nebeneinander gleichrangig haben und diese auch in möglichst breiter Schicht erlernen, also bereits mindestens eine oder zwei andere europäische Sprachen in der Volksschule, zum Beispiel Englisch und Französisch in Deutschland oder Englisch und eine andere Sprache in Frankreich. Man wende nicht ein, daß die Anforderungen zu hoch seien. Es gibt Beispiele genug für Länder, die in der Volksschulebene eine Sprache obligatorisch und eine weitere fakultativ erlernen. Wir müssen auch unserer Jugend ein europäisch gesehenes Geschichtsbild jenseits aller Nationalismen vermitteln. Wir müssen besser die Kunst und Literatur auf europäischer Basis verstehen lernen. Es ist auch anzustreben, daß ein solcher europäisch ausgerichteter Unterricht praktisch durch häufigen

Aufenthalt junger Menschen in anderen europäischen Ländern

gefestigt wird, beginnend mit Ferienaufenthalten, für Studenten mindestens einjähriges Studium an einer nichtdeutschen, europäischen Hochschule und Auslandsaufenthalt als Bedingung für den Aufstieg in der späteren Berufsausbildung.

Es reicht nicht aus, nur die Zölle abzubauen und eine Währungsconvertibilität zu schaffen, so wichtig diese Maßnahmen auch sind. Auch die innere Bereitschaft der Europäer für die größere Heimat ist notwendig. Ohne die Differenzierungen der verschiedenen Kulturkreise zu übersehen und zu verwischen, das europäische Fundament muß, wenn es auf die Dauer verankert werden soll, in der Ausbildung und der Erziehung der kommenden Generation systematisch und mit viel Umsicht gelegt werden.

Viel ist zweifellos schon getan worden, noch fehlt aber die Systematik, die aus der gemeinsamen europäischen Grundlage heraus entstehen muß, um den Erfolg zu sichern.

Der richtige Mann am richtigen Platz

Da streiten sich die Gelehrten, mit welchen Mitteln am wirksamsten Unfälle im Betrieb verhütet werden können. Die einen behaupten, es komme nur darauf an, die notwendigen „technischen“ Sicherungsmaßnahmen zu treffen. Die anderen wiederum schwören auf die „psychologische“ Unfallverhütung.

Demgegenüber ist nach Auffassung von Dr. Karl, dem Leiter der Schule für Arbeitsschutz in Gelsenkirchen, das höchstmögliche Maß an betrieblicher Sicherheit nur durch ein Zusammenspiel von technischen, psychologischen und sozialen Maßnahmen zu erreichen. Das ist einleuchtend!

Natürlich sind die technischen Maßnahmen in erster Linie notwendig. Erst wenn das Werkzeug und die Maschinen den Vorschriften über die Unfallverhütung entsprechen, kann man mit Erfolg an den Menschen appellieren. Richtig ist aber auch, daß die technischen Maßnahmen durch psychologische ergänzt werden müssen.

Mit psychologischer Unfallverhütung sind nicht nur Plakate und Spruchbänder gemeint, die auf die Dauer erfahrungsgemäß an Suggestivkraft einbüßen. Es gehört dazu auch die Beachtung des Grundsatzes:

„Den richtigen Mann an den richtigen Platz!“

Das gilt nicht nur bei Neueinstellungen, sondern auch bei notwendig werdenden innerbetrieblichen Umsetzungen. Hierbei wird dieser Grundsatz erfahrungsgemäß sträflich vernachlässigt.

In der Praxis ist es in den meisten Fällen so, daß der Neuling angelernt und dann erst mit den Gefahren seines Arbeitsplatzes vertraut gemacht wird. Dieses Nacheinander ist falsch! Wenn der Neuling erst die Handgriffe erlernt, dann werden diese schon bald so automatisiert sein, daß es später nur schwer möglich ist, in den automatenhaften Ablauf der Bewegungen noch eine Änderung eintreten zu lassen. Auch das gehört nach Dr. Karl zu den Maßnahmen der psychologischen Unfallverhütung. Als sehr nützlich hat es sich erwiesen, Neulingen einen „Paten“ zur Seite zu stellen, der sie nicht nur mit ihren Arbeiten, sondern auch mit den notwendigen Maßnahmen der Unfallverhütung vertraut macht. Da in der Regel die Unfallobmänner im Betrieb dazu zahlenmäßig nicht ausreichen, müssen betriebserfahrene Kollegen gewonnen werden.

Der dritte Sicherheitsfaktor im Betrieb:

die guten sozialen Bedingungen.

Darüber braucht man nicht viel Worte zu verlieren, daß in einem Betrieb, in dem die betriebliche Atmosphäre schlecht ist, auch der Krankenstand und die Unfallhäufigkeit ansteigen. Das sind Erfahrungen, die allenthalben in den Betrieben gemacht werden können.

Hin und wieder ist es angebracht, sich wieder einmal mit derartigen Gedankengängen zu befassen. Trotz allen guten Willens, die Maßnahmen der Unfallverhütung nach besten Kräften allzeit zu unterstützen, erlahmt der Eifer bei den meisten immer wieder. Vielfach wird die Verantwortung von „unten“ nach „oben“ abgewälzt. Und „oben“ glaubt man, „unten“ sei alles in bester Ordnung.

Unfallverhütung ist eine Sache, die jeden Betrieb angeht. Jedes Nachlassen in der Wachsamkeit erhöht die Unfallgefahr und kann heute deinen Kollegen und morgen dich treffen.

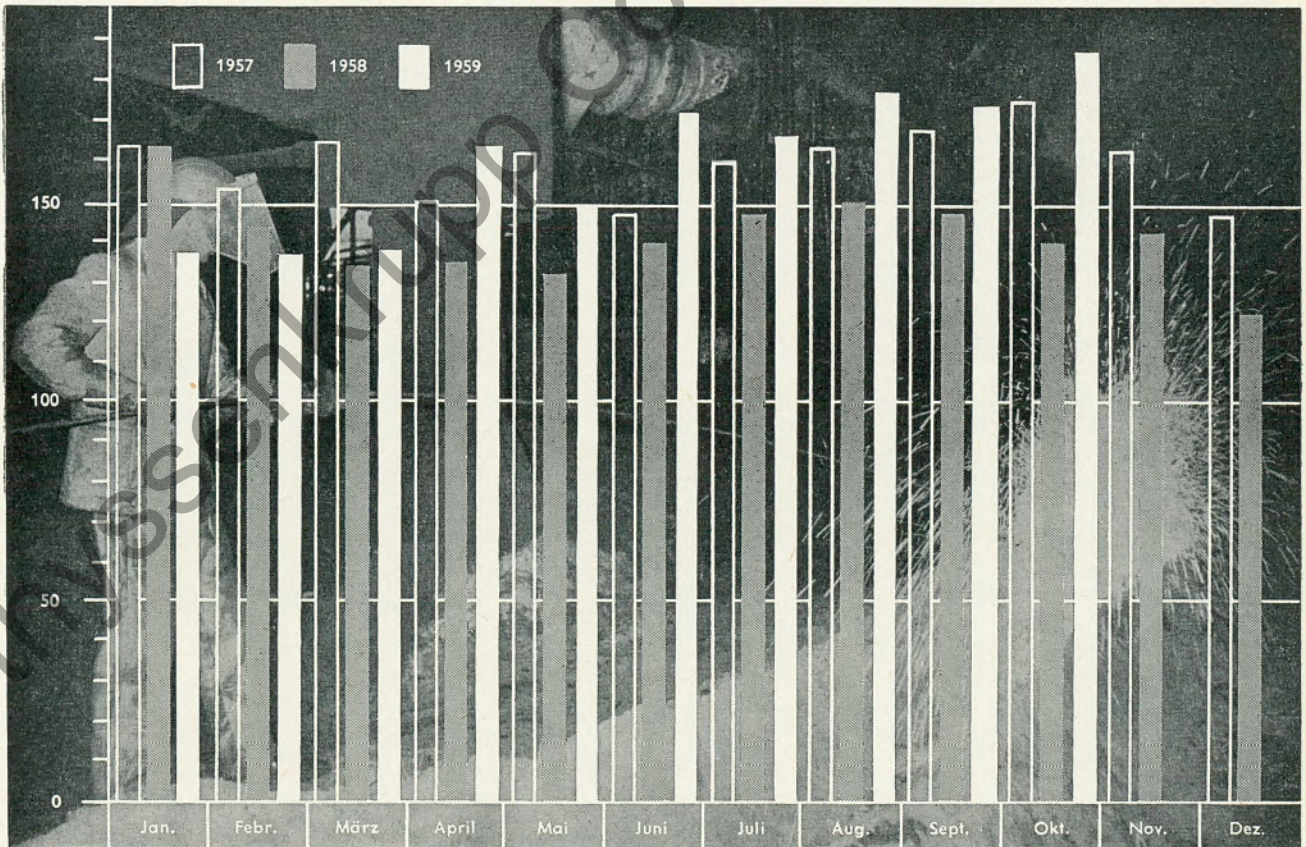
Darum sollte jeder einmal in Gedanken Bestandsaufnahme machen. Vielleicht fällt ihm dann das eine oder andere ein, das er längst hätte abstellen wollen, mittlerweile aber in Vergessenheit geraten ist. Heute ist es noch nicht zu spät, morgen kann es schon Menschenleben kosten!

geworden sind sie meistens nicht — und auf die Gewohnheit kommt es in kritischen Augenblicken an.

Lebensmittel dürfen nicht „angepickt“ werden!

Aus Berichten der mit der Lebensmittelüberwachung betrauten Ämter ist zu entnehmen, daß die Unsitte des Einsteckens von Preisschildern in die Ware hier und da immer noch geübt wird. Es erscheint notwendig, darauf hinzuweisen, daß diese Praxis der Preisauszeichnung nach der bestehenden Hygieneverordnung verboten ist. Das gilt nicht nur für Nadeln aus Metall, sondern ebenso für Nadeln aus Kunststoffen oder anderen Materialien. Die Anordnung ist im Interesse des Verbrauchers erlassen worden, weil durch das Einstecken die Gefahr einer Infizierung mit schädlichen Keimen gegeben ist und dadurch die Ware unter Umständen leichter verderbt. Es gibt genügend technische Möglichkeiten zur Anbringung von Preisschildern ohne das Einstecken von Nadeln. Im Interesse der Gesundheit des Käufers sollte daher jeder Einzelhändler zu neuzeitlicheren Verfahren der Preisschilderbefestigung übergehen.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



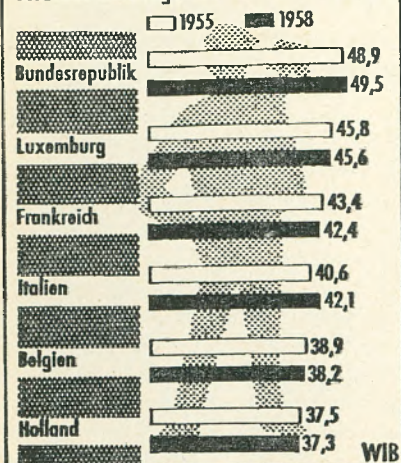
Monatsdurchschnitt 1957 = 160164 t
Monatsdurchschnitt 1958 = 141635 t

Nachkriegshöchsterzeugung Okt. 1959 = 187 670 t

Vorkriegshöchsterzeugung März 1939 = 123 536 t

Im Zeichen der Vollbeschäftigung

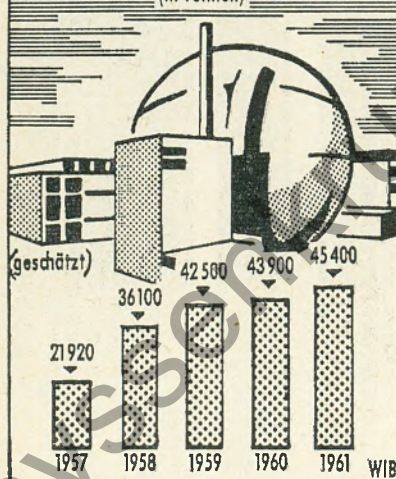
Anteil der Erwerbstätigen an der Gesamtbevölkerung in den EWG-Ländern (in %)



Mit fast 20 Millionen Beschäftigten und rund 25 Millionen Erwerbstätigen hält die Bundesrepublik den Beschäftigungsrekord innerhalb der EWG-Länder. 49,5 Prozent der westdeutschen Bevölkerung gehen also irgendeinem Erwerb nach, sei es als Arbeitnehmer, Arbeitgeber, Handwerker, Kaufmann oder Bauer. Trotzdem macht sich jetzt schon ein empfindlicher Arbeitskräftemangel bemerkbar, der nicht mehr durch Wohlstandssymptome, wie Frauenarbeit oder Überstunden, ausgeglichen werden kann. Die Betriebe müssen also rationalisieren, um von ihren arbeitsintensiven Produktionsmethoden wegzukommen, da das Arbeitskräfte-reservoir der Bundesrepublik ausgeschöpft ist.

Energiequelle für morgen

Weltproduktion von Uranoxyd - ohne Ostblock
(in Tonnen)



Am 1. Oktober dieses Jahres wurde in Ellweiler in Rheinland-Pfalz das erste deutsche Uranbergwerk offiziell in Betrieb genommen. 60 bis 80 t Uran hofft man dort zu finden, gemessen an der Uranproduktion der ganzen Welt (1958: 36 100 t) eine geringe Ausbeute, so daß die Bundesrepublik wohl immer auf Einfuhren von spaltbarem Material angewiesen sein wird. Die Uranvorkommen in Westdeutschland werden zur Zeit auf rund 250 t geschätzt, der Uranbedarf der ganzen Welt und die Produktion von Uranoxyd bis 1961 auf mehr als 45 000 t.

TECHNIK UND PRODUKTION

Rekordergebnis in der Rohstahlproduktion erwartet

Die Rohstahlproduktion in den Mitgliedstaaten der Montanunion steuert in diesem Jahr auf einen neuen Rekordstand an. Die Experten der Hohen Behörde rechnen für das Gesamtjahr 1959 mit einer Rohstahlgewinnung in der Gemeinschaft in Höhe von 62,5 Mill. t gegenüber dem bisherigen Rekordstand von 59,8 Mill. t, der im Jahr 1957 erreicht worden war.

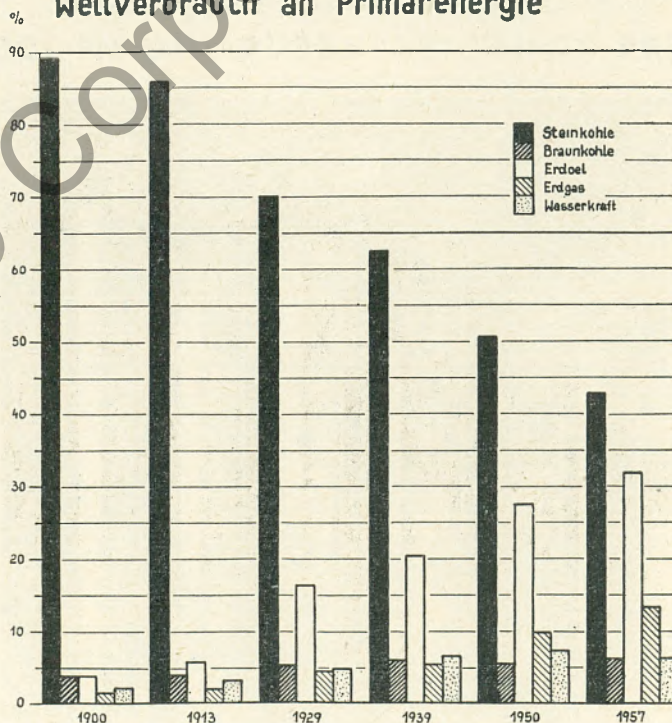
Im vergangenen Jahr war dagegen die Stahlproduktion der Montanunion infolge der konjunkturellen Schwächeperiode, die in diesem Frühjahr aber wieder überwunden werden konnte, auf rund 58 Mill. t zurückgegangen. Auf den starken Aufschwung der Stahlproduktion in der Gemeinschaft war vom Präsidenten der Hohen Behörden, Piero Malvesti, bereits bei seiner Einführungsrede vor dem Europäischen Parlament in der vergangenen Woche in Straßburg hingewiesen worden.

Im einzelnen erwarten die Sachverständigen der Hohen Behörde in diesem Jahr in fast allen Mitgliedstaaten neue Rekordergebnisse der Rohstahlerzeugung. In der Bundesrepublik einschließlich Saar wird dabei mit einer Erzeugung von 29,37 Mill. t gerechnet gegenüber dem im Jahre 1957 mit 27,97 Mill. t erzielten bisherigen Höchststand.

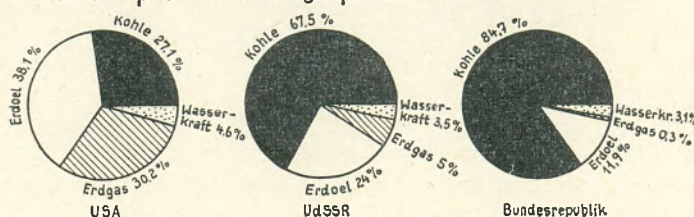
Die Energiefrage

Sie steht seit Monaten mehr denn je im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion. Unser Schaubild, das wir der Zeitschrift „Bergbau und Wirtschaft, Informationsblatt der IG Bergbau“ entnehmen, erspart jeden Kommentar. Die gleichmäßig abfallende Säule der Steinkohle und die gleichmäßig ansteigende Säule des Erdöles sprechen eine deutliche Sprache.

Weltverbrauch an Primärenergie



Anteil der primären Energiequellen im Jahre 1957





Die Wirtschaftshilfe der Großmächte

Aus einer Studie über die sowjetischen und amerikanischen Hilfeleistungen für unterentwickelte Länder, die von der amerikanischen Rand Corporation angefertigt wurde, wird von der Wochenzeitung „Manchester Guardian Weekly“ eine Zusammenfassung gebracht. Wir zitieren aus dem Artikel:

Die russischen Politiker scheinen sich der Grenzen bewußt zu sein, die sie bei ihrer Arbeit respektieren müssen. Sie müssen auf jeden Fall vermeiden, daß die Wirtschaftsbeziehungen als Mittel, politischen Druck auszuüben, benutzt werden. Die 2800 Techniker, die sich in 19 unterentwickelten Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas aufhalten, scheinen den strikten Befehl erhalten zu haben, sich jeder Tätigkeit zu enthalten, die falsch ausgelegt werden könnte. Lieferungen auf Grund militärischer und wirtschaftlicher Abkommen scheinen im großen und ganzen durch politische Ereignisse nicht getroffen zu werden. Ja, man könnte sogar sagen, daß eine umgekehrte Beziehung zwischen der Ausdehnung der Hilfe und der Entwicklung der örtlichen kommunistischen Parteien bestünde. Ägypten, der Irak, Indien und Argentinien haben ihre Opposition gegen den Kommunismus verstärkt, nachdem sie Abkommen mit dem Sowjetblock getroffen hatten. Die einzige Ausnahme ist die Beendigung russischer Lieferungen an Jugoslawien im Jahre 1958.

Amerikanische Fachleute warnen vor der Gefahr, diese Länder könnten zu abhängig vom kommunistischen Handel werden und dadurch kommunistischem Druck oder kommunistischer Herrschaft ausgesetzt sein.

Die Wirtschaftsgemeinschaft wird politisch

Die konservative schwedische Zeitung „Aftonbladet“ bringt einen Angriff auf die Wirtschaftsgemeinschaft der „Sechs“. Es heißt da u. a.:

Trotz der immer wiederkehrenden Beuerungen der sechs Staaten — deren Zahl sich übrigens bald auf acht vergrößern wird — eine Zusammenarbeit mit Staaten und Gruppen außerhalb ihres Kreises zu wünschen, bestätigen die inzwischen getroffenen Maßnahmen, daß sie in Wirklichkeit eine wirtschaftlich-politische Blockrichtung anstreben, mit

einem zu bildenden überstaatlichen Organ an der Spitze.

Kaare Petersen, von dem Konjunkturinstitut der norwegischen Banken, der kürzlich im Zentrum der sechs Staaten weilte, stellte fest, daß diese Vereinigung in ihrer Zentrale in Brüssel schon 1500 Angestellte beschäftigt. Man baut zur Zeit ein Verwaltungsgebäude für 5000 Mitarbeiter und unterhält zusätzlich auch noch Filialen in den anderen Ländern.

Das läßt erkennen, daß das Wirtschaftsleben innerhalb der Gruppe der Sechs eifrig mit Kartellbildungen, Marktaufteilung und dergleichen beschäftigt ist, was nicht nur auf eine innere Rationalisierung des Warenaustausches untereinander hinweist, sondern auch eine gegen die außenstehenden Staaten gerichtete Maßnahme ist; das heißt also, in erster Linie gegen die Gruppe der sieben Staaten. Es liegt nämlich in ihrem Interesse, einen Zusammenschluß der Länder mit gemeinsamen Zollabkommen weiter zu verhindern. Eine Blockbildung brächte ihnen keine Vorteile.

Einkommen in Arbeitnehmerhaushaltungen

Das Statistische Bundesamt legt jetzt Zahlen vor über die Schichtung der Haushaltseinkommen von Arbeitnehmern... Sie geben überraschende Aufschlüsse über die Einkommen in den rund 9 Millionen Arbeitnehmerhaushaltungen der Bundesrepublik mit insgesamt 28 Millionen Menschen. In 51 Prozent der Haushaltungen leben 4 und mehr Personen, weitere 30 Prozent leben in 3-Personen-Haushaltungen. Daraus geht hervor, daß der Lebensstandard der meisten Arbeitnehmer und ihrer Familienmitglieder überwiegend durch die Einkommensverhältnisse in den 3- und Mehr-Personen-Haushaltungen bestimmt wird. — Aus der Statistik der Haushaltseinkommen ergibt sich, daß 10 Prozent aller Arbeitnehmerhaushaltungen im Monat weniger als 300 DM zur Verfügung haben. Bei 21 Prozent beträgt das monatliche Einkommen 300 bis 400 DM, bei 20 Prozent 400 bis 500 DM, bei 16 Prozent 500 bis 600 DM und bei 12 Prozent 600 bis 700 DM. Nur in 7 Prozent aller Arbeitnehmerhaushaltungen betrug das Familieneinkommen 700 bis 800 DM. 14 Prozent der Arbeitnehmerhaushaltungen hatten ein Einkommen von über 800 DM. Das durchschnittliche Einkommen aller Arbeitnehmerhaushaltungen betrug 490 DM.

(DGB-Nachrichtendienst)

An der Tankstelle der Konjunktur

Es gehört zu den Absonderlichkeiten unserer wirtschaftswunderlichen Zeit, daß

ein Grundprinzip der freien Marktwirtschaft — der Konkurrenzgedanke — nur so lange anerkannt wird, als er nicht dem eigenen Gewerbezug lästig zu werden beginnt. Die Hochkonjunktur, in der wir leben, hat zu einer Begriffsverwirrung geführt, die sich immer wieder in den merkwürdigsten Ansinnen von Wirtschafts- und Fachverbänden, Genossenschaften und anderen Organisationen ablesen läßt. So forderte jetzt der Hauptverband des Tankstellen- und Garagenwerbes rundheraus eine Zulassungsbeschränkung für neue Tankstellen, um, wie es hieß, „eine ungesunde Konkurrenz auszuschalten“... Der Staat selbst ist es gewesen, der durch ein schlechtes Beispiel immer wieder die guten Sitten des freien Konkurrenzkampfes verdorben hat. In dem Augenblicke zum Beispiel, da sich die Bundesregierung aus politischen Gründen entschloß, die Kohlenkrise durch Subventionen abzustoppen, forderte sie das Verlangen nach ähnlichen Stützungsaktionen auch bei anderen Wirtschaftsverbänden aufs neue heraus, die in falscher Einschätzung der allgemeinen Situation durch Über-Investitionen in eine gewisse Bedrängnis gerieten.

Das Endergebnis wird sich zwar erst in einigen Jahren, dann aber mit einer Deutlichkeit abzeichnen, die die Widersinnigkeit einer solchen von parteipolitischen Spekulationen und nicht von wirtschaftlichen Vernunftgründen diktierten Politik dartut... Das Sicherheitsbedürfnis des einzelnen Wirtschaftszweiges — mag es sich nun um die Hopfenbauern, die Textilfirmen oder die Tankstellenbesitzer handeln — in Ehren: Wer die Früchte eines von der Konjunktur getragenen, freien Wirtschaftslebens genießen will, muß auch die negativen Folgen eines scharfgeführten Konkurrenzkampfes mit in Kauf nehmen.

(Süddeutsche Zeitung)

Für Geburtenkontrolle

Eine Studiengruppe des Weltkirchenrates rät zur Geburtenkontrolle, um eine „Bevölkerungsexplosion“ auf der Erde zu verhüten. In einem von Theologen, Ärzten und Soziologen herausgegebenen Bericht wird die „Familienplanung“ ausdrücklich als „moralisch“ berechtigt bezeichnet. Die Empfehlungen der Studiengruppe, die auf Veranlassung des Weltkirchenrates und des internationalen Missionsrates am Mansfield College in Oxford beriet, sind in der neuesten Ausgabe der „Ökumenischen Rückschau“ enthalten. Die Untersuchungen der Studiengruppe gingen von der gegenwärtig jährlichen Zunahme der Weltbevölkerung um 50 Millionen Menschen aus.

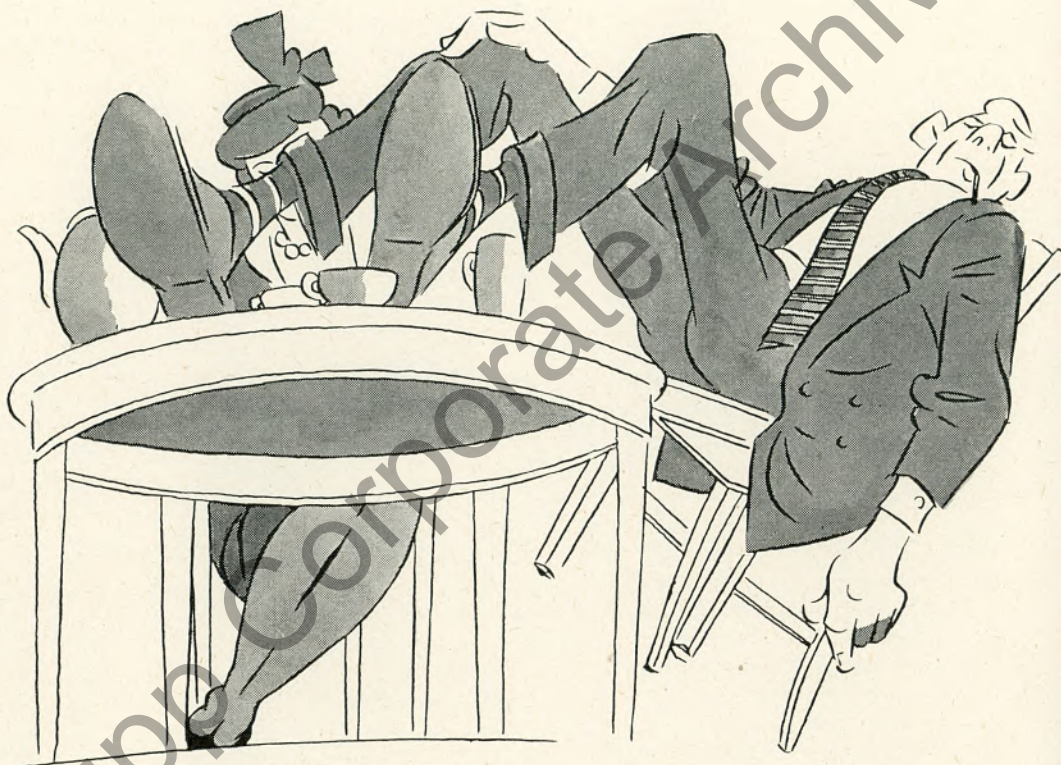
(Kölnische Rundschau)

UNMÖGLICH

Sicherlich wird es deiner Frau nicht gefallen — sie wird es für „einfach unmöglich“ halten —, wenn du im Café oder in der Kneipe deine Beine auf den Tisch haust. Du kannst ihr aber imponieren, wenn du ihr einen Verbesserungsvorschlag vorlegst: „Das ist meine Idee!“ Da gibt es für dich gewiß viele Möglichkeiten — sei es am Arbeitsplatz, sei es auf dem Weg durch das Werk. Du brauchst nur deine Augen offenhalten und ein wenig deinen „Grips“ gebrauchen.

Überall — in jedem Betrieb, an jedem Eingang — hängen unsere Briefkästen, denen du deinen Vorschlag anvertrauen kannst. Anschrift: Dipl.-Ing. Sondermann, Profilwalzwerke.

Wir wünschen dir den besten Erfolg — und es ist unmöglich, daß deine Frau dir nicht beide Daumen drückt.



IST NICHTS!

DENKE, ÜBERLEGE,

VERBESSERE

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Johann Krämer, Erzvorbereitung: Durch die geänderte Schaltung des Vorbrechers kann es jetzt nicht passieren, daß die dortige Ölumlaufschmierung ausfällt und hierdurch die ganze Lagerung des Vorbrechers, die sehr kostspielig ist, zerstört wird.

Fredi Franke und Heinrich Schmelz, Maschinenabteilung Walzwerk I/III: Bis Ende 1958 wurden in der Filteranlage zur 30-atü-Preßwasserleitung im Walzwerk III Metallkugelfilterbüchsen verwendet. Seit Beginn dieses Jahres hat der Betrieb vorzugsweise dafür Filterbüchsen in der vorgeschlagenen Form eingebaut. Die neue Ausführung sieht ein besonderes Stützrohr, mit Maschendraht (0,65) überspannt, vor und hat sich bisher gut bewährt. Der Erfolg ist der, daß sich die derzeit eingebauten Filter im Gegensatz zu den früheren sehr gut rückspülen lassen und dadurch eine wesentlich längere Lebensdauer haben. Bei evtl. Verschleiß kann die Instandsetzung dieser Filter mit geringem Kostenaufwand in der eigenen Betriebswerkstatt durchgeführt werden, und der Ankauf von auswärts erübrigt sich. Eine echte Einsparung ist gegeben.

Emil Wojahn, Breitbandwalzwerk: Durch die neue Vorrichtung, die neben der von dem Betrieb bisher benutzten Hohlbramme angewendet wird, ist es jetzt möglich, den Stoßofenherd während der Woche so sauberzuhalten, daß die schwere und umständliche Stemmarbeit am Sonntag zum großen Teil entfallen kann.

Alfred Werner, Maschinenabteilung, Walzwerk I: Durch die Rückgewinnung des Ruhrwassers am Ölkühler im Walzwerk I, wie es durch den Vorschlag jetzt möglich ist, wird ein erheblicher Betrag im Jahr eingespart.

Ernst Busche, Bauabteilung: Die vorgeschlagene Konstruktion für eine Steigeleiter zum Einrüsten von Lichtmasten ist sehr brauchbar. Der Betrieb hat nach dem Vorschlag probeweise eine Leiterbefestigung anfertigen lassen und mit be-

Jubilare November 1959

50

PAUL FÜLLBERG
Kaliberwalzwerke
WILHELM AMEDIEK
Verkauf Drahterzeugnisse

40

WILHELM BESANCON
Drahtverfeinerung
MAX GIRKE
Kaltwalzwerk
GUSTAV KRONBERGER
Kaliberwalzwerke
JOSEF GORSKI
MA Walzwerk I/III
GUSTAV KULAKOWSKI
Hochofen
LUDWIG BECKER
Drahtverfeinerung
GUSTAV GROLLA
Breitbandwalzwerk
OTTO REIMANN
Steinfabrik
JOHANN ROSSING
MA Stahlwerke
HEINRICH VIETH
Elektrotechnische Abteilung
CLEMENS JOSTES
Eisenbahnbetrieb
NORBERT SCHACHTA
Kaliberwalzwerke
ALFRED HEMPELMANN
Bauhof
ADAM LABIAK
Thomaswerk

25

ERNST OPPERMAN
Sozialwerkstätten
PAUL WOLKMANN
SM-Stahlwerk I/II
JOHANN KINDER
Bauabteilung
FRITZ ZIEGENFEUTER
Bauabteilung
EMIL SCHAUMANN
SM-Stahlwerk I/II
PAUL BACHOR
Thomaswerk
OTTO SCHEWINSKI
Hochofen
JOSEF HEINZ
Bauabteilung
WALTER HUMMITZSCH
Bauabteilung
HERTA SOYKA
Werksaufsicht
RUDOLF NORDMANN
Bauabteilung

Verdienstvolle Mitarbeiter

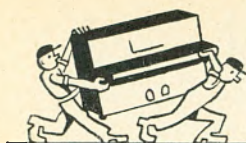
stem Erfolg eingesetzt. Die Leitern haben jetzt einen festen Stand, und Unfälle durch Fort- oder Abrutschen der Leitern sind nicht mehr möglich.

Franz Motzek, Maschinenabteilung Hochofen: Die Abhebevorrichtung für die Siebkastendecken der Turbo-Gebläse usw. hat sich bewährt und erleichtert die Arbeit erheblich. Außerdem ist bei leichter Handhabung mit einem Unfall nicht zu rechnen. Da die Deckel verschieden groß sind, muß die Abhebevorrichtung viermal angefertigt werden. Das Abheben der Deckel erfolgt insgesamt etwa 20mal im Jahr.

Manfred Noster, Elektrotechnische Abteilung: Durch die an sich bekannte Reinigung mittels Dampf sind die Kohlebürstenhalter und Kollektoren der Verzinnsbäder leichter wieder funktionsfähig gemacht. Bisher mußten diese Sachen mittels Salzsäure gereinigt werden, was natürlich mit sehr viel Umstand und auch Unfallgefahren verknüpft war. Der Betrieb verspricht sich eine große Erleichterung hierdurch.

Siegfried Matthies, Maschinenabteilung Hochofen: Die von einer fremden Firma gelieferte bisherige Spindel-Lafette war aus Leichtmetall gefertigt und hatte eine äußerst geringe Haltbarkeit. Vor allem verschmorte sie bei der Arbeit sehr leicht. Die auf Grund des Vorschlages ausgeführte Lafette aus Stahl hat sich seit Monaten gut bewährt.

Walter Grabowski, Kaltwalzwerk: An der Bandreinigungsanlage befinden sich alle Schalter an den elektrischen Steuer-schränken. Es ist ohne große Kosten möglich, den Schalter für die Öldruckpumpe an das Steuerpult II zu setzen, wie es vorgeschlagen wurde. Hierdurch kann der Steuermann die Pumpe im Störfalle sofort ausschalten und große Ölverluste vermeiden. Durch die Anbringung einer Abflußrinne am Spülbottich und Nach-reiniger wird vermieden, daß der Boden in der Nähe der Bandreinigungsanlage verschmutzt wird und hierdurch die dort abgestellten Ringe rosten.



Wohnungs- Tausch



Biete: 2 Zimmer, 32 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, Privatwohnung, Miete 40,— DM.

Suche: 3 bis 4 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (581)

Biete: 3½ Zimmer, 60 qm, mit Bad und Balkon, Neubau, II. Etage, Miete 87,— DM (an der Bundesgarten-schau).

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 60,— DM. (582)

Biete: 4 Zimmer, 80 qm, mit Bad, Neubau, I. Etage (Zweifamilienhaus), Privatwohnung, Miete 85,— DM (in Kaiserau).

Suche: 4 Zimmer, möglichst mit Bad, Werksnähe, Miete bis 90,— DM. (583)

Biete: 5 Zimmer, 75 qm, abgeschlossen, Altbau, I. Etage, Privatwohnung, Miete 85,— DM.

Suche: 3½ Zimmer mit Bad, Miete bis 110,— DM. (584)

Biete: 2½ Zimmer, 37 qm, mit Bad und Speisekammer, Neubau, Parterre, werksgebundene Wohnung, Miete 43,— DM.

Suche: 3 bis 3½ Zimmer, Miete bis 70,— DM. (585)

Biete: 2 Zimmer mit Kochnische, 36 qm, mit Bad, Neubau, III. Etage, Werksnähe, werksgeb. Wohnung, Miete 58,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 70,— DM, Stadtgebiet oder Wambel. (586)

Biete: 3 Zimmer, 57 qm, mit Bad, Privatwohnung, Neubau, IV. Etage, Miete 52,— DM.

Suche: 3 bis 4 Zimmer, möglichst außerhalb Dortmunds, Miete bis 70,— DM. (587)

Biete: 3 Zimmer, 52 qm, mit Brausebad, II. Etage, Privatwohnung, Miete 38,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Stall und Garten, außerhalb Dortmunds, Miete bis 50,— DM. (588)

Biete: 3½ Zimmer, 55 qm, mit Bad, Neubau, I. Etage, werksgeb. Wohnung, Miete mit Fernheizungskosten 99,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 50,— DM. (589)

Biete: 3 Zimmer, 52 qm, mit Balkon, abgeschlossen, Wiederaufbau, III. Etage, Privatw., Miete 54,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Parterre oder I. Etg., Miete bis 90,— DM. (590)

Biete: 2 Zimmer, 26 qm, mit Bad, werksgeb. Wohnung, II. Etage, Neubau, Miete 49,— DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, Privatw., Miete bis 70,— DM (im Süden der Stadt). (591)

Biete: 3 Zimmer, 60 qm, abgeschlossen, mit Toilette, Balkon und Vorratskammer, Wiederaufbau, III. Etg., Privatwohnung, Miete 59,— DM.

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, Miete bis 50,— DM. (592)

Biete: 3 Zimmer, 40 qm, mit Kochnische und Balkon, I. Etage, Altbau, Werkswohnung, Miete 36,— DM.

Suche: 3½ bis 4 Zimmer, möglichst mit Bad, Privatwohnung, Miete bis 80,— DM. (593)

Biete: 2 Zimmer, 27 qm, II. Etage, Privatwohnung, Miete 27,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 60,— DM. (594)

Biete: 4 Zimmer, 60 qm, Altbau, Part., Miete 40,— DM (nur für Mitglieder des Spar- und Bauvereins).

Suche: 3 Zimmer, evtl. auch Hombruch-Barop, Miete bis 55,— DM. (595)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, mit Bad, Neubau, Part., Werkswohnung, Miete 41,— DM.

Suche: 2 bis 2½ Zimmer mit Bad, Etagenwohnung, Miete bis 70,— DM. (596)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, abgeschlossen, mit Toilette, Mansarden, Privatw., Miete 32,— DM.

Suche: 2 Zimmer mit Kochküche, Bad, auch Vorort angenehm, Miete bis 70,— DM. (597)

Biete: 3 Zimmer, 32 qm, Altbau, Werksnähe, Miete 42,— DM.

Suche: 4 Zimmer, Miete bis 80,— DM. (598)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, abgeschlossen, mit Balkon, werksgeb. Wohnung, Miete 36,— DM.

Suche: 3 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 60,— DM. (599)

Biete: 3 Zimmer, abgeschlossen, Werksnähe, Miete 42,— DM.

Suche: 3 bis 4 Zimmer, abgeschlossen, mit kleinem Stall, möglichst im Westen, Miete bis 45,— DM. (600)

Biete: 2 Mansarden, 31 qm, Privatwohnung, in Marten, Miete 30,— DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, Werksnähe, Privatwohng., Miete bis 60,— DM. (601)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, abgeschlossen, Privatwohnung, I. Etage, Miete 35,— DM.

Suche: 3 bis 4 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (602)

Biete: 3 Zimmer mit Kochnische, 52 qm, mit Bad, Parterre, Privatwohnung, Miete 56,— DM.

Suche: 4 bis 5 Zimmer, Miete bis 80,— DM. (603)

Biete: 3 Zimmer, 45 qm, mit Bad, Werksnähe, Werkswohnung, Parterre, Miete 52,— DM.

Suche: 3½ bis 4 Zimmer, mit Bad, Miete bis 80,— DM. (604)

Biete: 3 Zimmer, 35 qm, mit Kochnische, Abstellraum, Balkon, Toilette, Altbau, IV. Etage, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 32,— DM.

Suche: 4 gleichwertige Zimmer, Parterre oder I. Etage, Werksnähe, Miete bis 50,— DM. (605)

Biete: 3 Zimmer, große Räume, abgeschlossen, III. Etg., Miete 48,— DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, Parterre oder I. Etage, Miete bis 50,— DM. (606)

Biete: 3 Zimmer, abgeschlossen, mit Balkon, Werkswohnung, Miete 35,— DM.

Suche: 2½ Zimmer, abgeschlossen, mit Bad, möglichst Süden oder Osten, Parterre oder I. Etage, Miete bis 65,— DM. (607)

Biete: 3 Zimmer u. Küche, große Räume, abgeschl., mit Toilette, Neubau, Privatwohnung, Miete 67,— DM.

Suche: 2 bis 3 Zimmer und Küche, mit Stall und Garten, Stadtrand, Miete bis 50,— DM. (608)

Biete: 4 Zimmer mit Abstellraum, abgeschlossen, mit Bad, I. Etage, Miete 70,— DM.

Suche: 3½ Zimmer, abgeschlossen, mit Bad, möglichst auch Balkon, Miete bis 60,— DM. (609)

Biete: 3 Zimmer, abgeschlossen, mit Bad, Parterre, werksgeb. Wohnung, Miete 41,— DM.

Suche: 2½ Zimmer mit Bad, Miete bis 60,— DM. (610)

Biete: 3 Zimmer und Kochnische, 50 qm, abgeschlossen, Privatwohng., Miete 49,— DM.

Suche: 3 bis 4 Zimmer, evtl. mit Kochküche, Werksnähe, Miete bis 75,— DM. (611)

Biete: 2 Mansarden, 32 qm, abgeschlossen, mit Toilette, IV. Etg., Privatwohnung, Miete 35,— DM.

Suche: 3 Zimmer, abgeschlossen, evtl. mit Bad, Miete bis 55,— DM. (612)

Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstr. 119, Werksruf 4116 (Frl. Ottensmeyer).



„Du kannst noch eine Bessere finden“

Mitten im blühenden Sommer ihres Lebens verliert die Frau den geliebten Mann und den Vater ihres Jungen. Sie steht nun allein. Neue Liebe wird ihr meist nicht mehr geschenkt, und ihr oft noch starkes Verlangen nach fraulichem Glück bleibt unerfüllt. All ihre Liebe, die gebende, aber auch die nehmende, überträgt sie jetzt auf ihren Sohn. Die ohnehin schon enge Bindung zwischen Mutter und Kind wird besonders innig. Einer wird dem anderen alles, es steht ja kein Dritter, kein Vater mehr zwischen ihnen. In übertriebener mütterlicher Liebe fesselt die Mutter unbewußt den Sohn an sich. Die natürliche Entwicklung des Kindes, das sich allmählich von der Mutter lösen soll, wird unterbunden. Schon in jungen Jahren hält sie ihm all ihre

Opfer und Entbehrungen als Verpflichtung

mahnend vor Augen. Das Kind ist nicht nur die einzige verbleibende Liebeserfüllung, es wird mit den Jahren auch ihr einziger Ernährer. So wird dem Sohn die Mutter eine Pflicht, eine Bürde. Für sie zu leben, nicht für sich, macht sie ihm zur Aufgabe.

Nur ein starkes, sehr selbständiges Menschenkind vermag sich eines Tages gegen diese mütterliche Bevormundung aufzulehnen. Der schwächere, folgsame Typ geht einen wahren Opfergang. Gewiß, es fehlt ihm an nichts. Mutter und Kind haben ihr Auskommen. Der Sohn wird umhegt, verwöhnt. Er hat auch Freundinnen, doch sind es nur lockere Beziehungen. Vor jeder innigen Bindung flüchtet er aus unbewußtem Schuldgefühl wieder zur Mutter. Er ist in seinen Liebesverhältnissen unentschlossen und wankelmütig. Mit der Ausrede

„Ich finde nicht die Richtige“

entschuldigt er sich vor sich selbst. Über den wahren Grund wird er sich meistens gar nicht klar. Zudem erschwert ihm die Mutter jede Entscheidung. Eifersüchtig wacht sie über jede Beziehung zu einem Mädchen. Der Gefahr einer Heirat und damit der Trennung begegnet sie durch ein vermehrtes, oft bedrückendes Maß an Liebe und Fürsorge. Mit „Du kannst noch eine Bessere finden“ redet sie ihm jede Freundin aus und vertröstet ihn auf eine unbestimmte Zukunft.

So gehen für den jungen Mann die besten Jahre vorüber. Das, woran er hätte reifen und wachsen können, eine tiefe Liebe und echte Leidenschaft, versagt er sich immer wieder aus falsch verstandener Kindesliebe und Anhänglichkeit. Er bleibt ein ewig dankbares und ewig unglückliches Kind. Zwischen seiner männlichen Sehnsucht und seiner Liebe zur Mutter wird er dauernd hin- und hergerissen. Der Mutter zuliebe bleibt er Junggeselle, denn ohne ihn würde sie „eingehen“. Wagt er in späteren Jahren doch noch den Schritt zum eigenen Leben, beschattet das Schuldgefühl der Mutter gegenüber immer sein eheliches Glück.

Gerade von verwitweten Müttern wird solche unnatürliche Anhänglichkeit oft genährt. Die Reue darüber kommt meist zu spät, dann, wenn die Mutter alt ist und der Sohn den Anschluß verpaßt hat.

Um den kurzen Rock

Soll der Rock kurz sein oder nicht? Zu diesem Thema befragte das Institut für Absatzforschung 2000 Männer und Frauen im Bundesgebiet. 98 Prozent äußerten eine eigene Meinung. 56 Prozent aller befragten Männer und Frauen sagten „nein“ und 42 Prozent sagten „ja“. Schlüsselte man die abgegebenen Stimmen nach dem Geschlecht auf, so ergibt sich, daß die Männer (wie nicht anders zu erwarten) zu 51 Prozent für den kurzen Rock sind, während 63 Prozent der Frauen dagegen sind, zuviel Bein zu zeigen.

Die eifrigsten Befürworter des kurzen Rocks waren die jüngeren Jahrgänge von 16 bis 24 Jahren. Hier sprachen sich bei den Frauen 60 Prozent und bei den Junglingen sogar 63 Prozent für den kurzen Rock aus. In der Altersklasse von 25 bis 29 Jahren sind sogar 65 Prozent der Männer dafür, dagegen nur 37 Prozent der Frauen, bei den 30- bis 39-jährigen ist das Verhältnis 58 Prozent zu 39 Prozent, bei den 40- bis 49-jährigen 47 Prozent zu 31 Prozent, während bei den 50- bis 64-jährigen 42 Prozent der Männer Damenbeine sehen wollen, dagegen nur 23 Prozent der Frauen bereit sind, Bein zu zeigen.

Zehn Tropfen im Morgenkaffee

Das Frühstückstablett stand auf dem Küchentisch. Gisela wartete, bis sie die Schritte ihres Mannes hörte. Eine Tür klappte. Jetzt war Georg im Badezimmer. Sie hörte sein unbekümmertes Pfeifen und das Rauschen des Wassers.

Ralph hatte ihr das Fläschchen gestern heimlich gebracht, als Georg noch im Geschäft war. Es war ein zierliches Flakon mit Glasstöpsel. Ralph hatte die Idee gehabt. Wenn Georg es entdeckt hätte, hätte er es für ein Parfümfläschchen gehalten. Aber er hatte es nicht entdeckt. „Zehn Tropfen im Morgenkaffee“, hatte Ralph gesagt, „Nicht mehr, sonst schmeckt er es.“ Die Wirkung würde erst drei Stunden später eintreten.

Gisela war aufgeregt. Ihre Hand zitterte, als sie das Flakon über die Tasse hielt. Ihre Lippen bewegten sich stumm. Sie zählte genau. Zehn wasserklare Tropfen fielen in die Tasse. Nun den Kaffee, Milch und Zucker. Sie hatte plötzlich Angst, daß die Milch gerinnen könne, aber die Milch gerann nicht. Gisela rührte um und roch prüfend an der Tasse. Der Kaffee duftete wie immer. Schnell füllte sie auch ihre Tasse, versteckte das Fläschchen im Küchenschrank in einer Gewürzbüchse und trug das Tablett dann ins Wohnzimmer.

Georg kam einige Minuten später aus dem Bad. „Du rauchst schon wieder“, sagte Gisela vorwurfsvoll, aber Georg hörte nicht darauf. Das sagte sie jeden Morgen.

Die aufgeschlagene Zeitung neben sich, begann Georg mit dem Frühstück. Gisela beobachtete ihn gespannt, als er die Tasse zum Munde führte. Ralph hatte ihr versichert, daß die Tropfen nicht zu schmecken seien, aber vielleicht merkte Georg doch etwas. Er schien nichts zu merken und leerte die Tasse hastig, wie er es jeden Morgen tat. Es hat geklappt!

Gisela füllte ihm die Tasse wieder. Er kaute und trank, ohne den Blick von der Zeitung zu heben. Ehe er ins Schlafzimmer ging, zündete er sich schon wieder eine Zigarette an.

Als Georg das Haus verlassen hatte, ging Gisela zum Telefon.

„Er hat nichts gemerkt, Ralph, aber ich habe schreckliche Angst gehabt.“

Ihr Bruder lachte. „In drei Stunden wird er es bestimmt merken. Der Apotheker hat mir versichert, daß ihm die Zigaretten wie geteertes Heu schmecken werden. Na, bei fünfzig Stück am Tag war so eine Gewaltkur ja auch nötig. Tschuß, Schwesterchen, heute mittag wird dein Georg eine schreckliche Laune haben!“

Ein neuer Stoff — ein neuer Rock

Was fehlt? Ein Kostüm, ein Übergangsmantel, ein Theaterkleid oder eine schicke Bluse? Wie steht es mit dem Rock dazu? Der gute alte hat die ganze Urlaubsreise mitgemacht. Seine Farbe kommt einem etwas fade und seine Länge etwas kurz vor. Man hört, die Röcke reichen wieder bis zum Wadenansatz, nur das Haus Dior propagiert weiterhin das Knie. Neue Farben und Formen zeichnen sich am Horizont der Mode

ab, und neue Stoffe machen von sich reden. Man liest, daß neben schmalen, geraden Röcken Faltenröcke Favoriten sind.

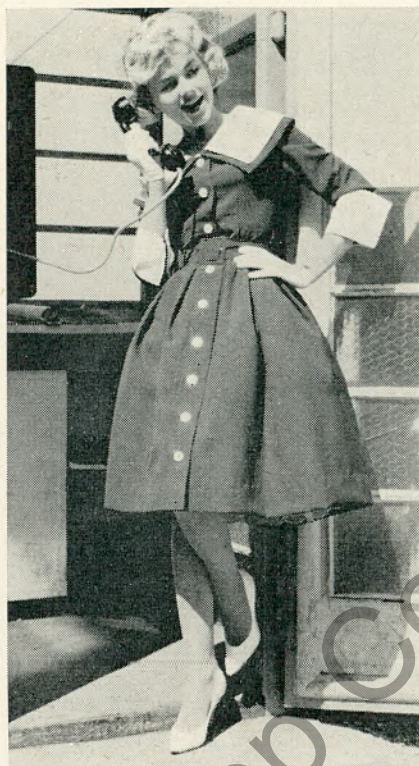
Es gilt, die frischgestärkten Glieder kritisch zu betrachten: Wie zeigt man die gewonnenen oder verlorenen Pfunde am vorteilhaftesten? Als Grundregel gilt: Der schmale, gerade Rock läßt vollschlanke Figuren schlanker, kleine und gedrungene Gestalten größer und schmaler erscheinen. Der Faltenrock hingegen trägt etwas auf, wirkt aber beschwingter und jugendlicher und macht sehr anmu-

tig mehr her. Ausschlaggebend sind allerdings nicht die Falten, sondern ihre Art und Anordnung. Da gibt es beispielsweise Röcke mit oben flach aufliegenden Falten, die erst in Hüfthöhe das Fächerspiel der Plissees eröffnen. Da hat man Röcke mit rundherum gegeneinandergelegten Falten, die erst in der Bewegung aufschwingen, und Röcke mit Faltengruppen, die teils ab Taille, teils erst über dem Knie aufspringen. Auch der Rock mit lose eingelegten oder gebündelten Falten ist vertreten. Und selbstverständlich behält der „Klassiker“ mit rund-

*Jugendliches
Hemdblusenkleid
aus „Diolen“
mit Wolle*

*Sehr schick ist dieses
marineblaue
Hemdblusenkleid
mit großem Kragen
und engem Gürtel.
Apart die großen
Manschetten und die
vordere Knopfleiste.*

*Modell:
Chiwitt, Düsseldorf
Foto:
Fotostudio Brigitte*



*Damenhaftes
Jackenkleid aus
„Diolen“ mit
Schurwolle*

*Schmales Kleid aus
anthrazitfarbenem
„Diolen“ mit
losem Jäckchen.
Das Modell wirkt
dezent und wird auch
etwas ältere Damen
gut kleiden.*

*Modell:
Kanka, Darmstadt
Foto:
Fotostudio Brigitte*



Die Würfel sind gefallen — die neue Herbst/Wintermode liegt nun fest! Nach den Kollektions-Schauen der Pariser Haute Couture, die noch immer richtungsweisend für das gesamte Modeschaffen der Welt ist, gibt es keine modischen Geheimnisse mehr. Trotz des unterschiedlichen Stils und der Auffassungen der einzelnen Modeschöpfer hat sich die neue Linie klar herauskristallisiert. Sie ist keineswegs diktatorisch. Man hat die Wahl zwischen kurzen Röcken (bei Nina Ricci und Dior) und wadenlangen (bei Canoin und Cardin) zwischen dem Stil 1913 und 1920 oder Vorbildern aus dem Mittelalter bis schließlich zwischen japanischen Inspirationen und dem „Stil 1960“ — vom Haus Dior lanciert.

Die wichtigsten Stichworte der neuen Mode heißen:

Lange Jacken — mit und ohne Gürtel getragen —, genau wie sie unsere deutsche Konfektion bereits vor 8 Wochen mit ihren neuen Herbst/Winterkollektionen vorge-

stellt hat! Nur bei Dior gab es noch taillenlange Jäckchen;

schmale Röcke mit der neuen Durchschnittslänge von 40 cm vom Boden;

Tunikas und Kasacks;

sehr breite Schultern, gerade, mit weit über die Armkugeln abstehenden Überwürfen, die wie ein doppeltes Oberteil wirken, oder auch verbreitert durch Falten, die über der Schulter eingelegt sind und sich im Vorder- und Rückenteil verlieren;

die enormen Ärmel, die in die Schulterverbreiterung mit einbezogen werden;

Capes und Capeeffekte;

der Wendemantel aus Double-Face-Stoffen ist ein Star der neuen Mode;

weite Mäntel — überwiegend in Hängerform und mit Cape-Silhouette — mit Glocken-, Trichter- und weiten Kimonoärmeln. Daneben Mäntel im Trenchcoat-Stil, saloppe, sportliche Mäntel mit Gürtel getragen.

Und da die Mode großzügig ist, vernachlässigt sie auch nicht den taillierten Mantel — den Redingote, dessen Oberteil manchmal bis zur Hüfte reicht, wo seitlich angekraust der Rockteil ansetzt.

Von kragenlos über kleinen Eckenkragen und klassische Revers bis zum taillenlangen Capckragen ist jede Form vertreten.

Die Ausschnitte sind diesmal offener — fast im wahrsten Sinne des Wortes. Und nicht selten sind sie im Rücken besonders tief bei Kleidern mit hoch zum Hals geführten Oberteilen.

Tailenhöhe variiert in den einzelnen Pariser Modehäusern von normal bis hüfttief. Manchmal setzen glockige Volants oder gebauschte Drapierungen bei Cocktail- und Abendkleidern fast am Knie an.

Die neue Silhouette ist langgestreckt und schmal, prädestiniert für große und natürlich möglichst schlanke Frauen. Den sehr eleganten, distinguerten Stil haben die Pariser Modeschöpfer der Frau „über 30

herum oder zur vorderen Mitte hin eingelegten Falten seinen Ehrenplatz in der Herbst- und Wintergarderobe. Schotten sind ein bevorzugtes Material.

Speziell für Röcke gibt es übrigens einen geradezu idealen Stoff: „Diolen“ mit Wolle. Natürlich nicht nur Schotten. Die Auswahl an Karos aller Art und Größe, vom Würfel über Pepita und Glencheck bis zum Tartan, ist in „Diolen“ allerdings besonders reichhaltig und farblich einfach bezaubernd. Es gibt „Diolen“ mit Wolle auch als Kamm-

garn, Fresco, Panama, Tropical und Strukturgeweben, wie Leinen, Natté oder mit Ajoureffekten. Und nicht nur uni, sondern auch gestreift in schmalen wie in breiten Varianten.

„Diolen“ ist deshalb besonders zu empfehlen, weil es so gut wie gar nicht knittert — und wenn, alle unerwünschten Fältchen nach kurzer Zeit von selbst wieder verschwinden. Dagegen bleiben Plissees und selbst eingebügelte Falten fest und wunderschön erhalten, sogar nach dem Waschen (was man ohne

viel Mühe selbst besorgen kann) oder einem unfreiwilligen Wasserbad im Regen und nach langem Sitzen. Mit einem „Diolen“-Rock spart man viel Zeit und — Geld. Chemische Reinigung, Benzinbad und langes Bügeln sind ja überflüssig. Das kann nach den Ferien sehr angenehm sein und bringt außer einem neuen Rock vielleicht noch eine neue Bluse — natürlich auch aus „Diolen“ —, vielleicht aus einem federleichten, seidigen Popeline, „Diolen“ mit Baumwolle, und mit den gleichen vorzüglichen Eigenschaften wie der Rockstoff.

Jugendliches Complet aus „Diolen“ mit Schurwolle

Dieses hübsche Complet besteht aus einem türkis-grau-weiß kariertem Mantel und einem lockeren Hemdkleid in Türkis

*Modell: Kurt Reich, Bielefeld
Foto: Charles Wilp*



Ein eleganter Straßenanzug aus anthrazit „Diolen“-Glencheck

In einem solchen „Diolen“-Complet ist die Dame immer richtig und gut angezogen. Das Kleid mit Schrägverarbeitung wird akzentuiert durch einen Lackgürtel und ergänzt durch einen Siebenachtelmantel

*Modell: Hans W. Claussen
Foto: Tobias*

Jahren“ — der „Lady“ — gewidmet. Sie haben den Teenager entthront. Die Dame regiert! —

Anscheinend haben sie erkannt, daß

„die reiferen Jahrgänge“

als Kunden in der Mode sehr viel reizvoller als junge Mädchen — denen meist nicht ein großes Garderoben-Budget zur Verfügung steht — sein können. Angesichts der kostbaren Stoffe und der vielen Pelze, mit denen sich die Pariser Wintermode vorstellt, wird es einem klar: Die Modeschöpfer starten einen Generalangriff auf die Brieftaschen der Ehemänner. Damit es denen nicht allzu schwer wird, ihre Frauen von Kopf bis Schuh neu anzuziehen, dafür sorgen ihre hübschen, kleidsamen Vorschläge, die sie zur neuen Wintermode machten.

Eine neue Linie beschreiben, ohne die Stoffe und Farben zu erwähnen, hieße die Rechnung ohne den Wirt machen. Denn beide sind so ausschlaggebend für den „new look“, daß

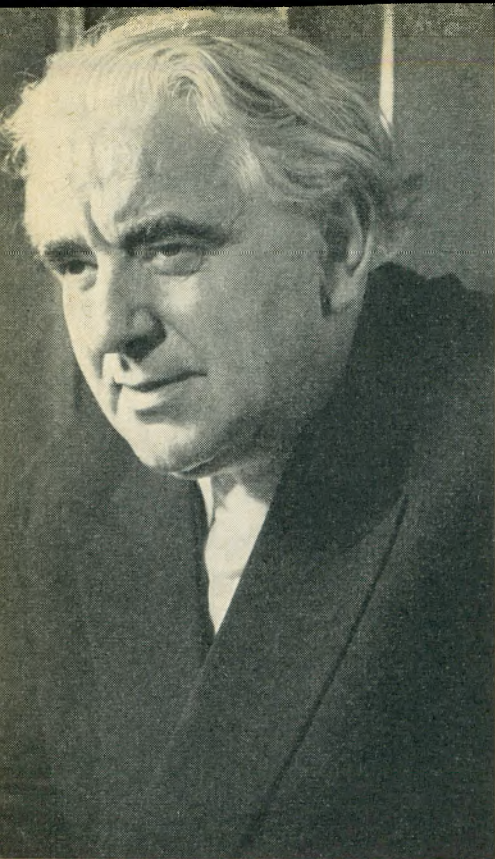
sie sich nicht vom Gesamteindruck der neuen Mode trennen lassen. Reversible-Stoffe, Gewebe mit zwei Gesichtern, sind diesmal die Stars. Viel Tweed und Mohair, Shetlands und Samt; Seiden-Jacquards und Duchesse mit Samtmotiven, abgeschattete Wollstoffe und Taft, viele Schotten in neuen Farbkombinationen — am interessantesten in Pastelltönen — auch für den Winter. Langhaarige Felle — Fuchs, Luchs, Dachs, Waschbär und sehr viele Nerze — garnieren nicht nur die Kostüme und Mäntel, sie gehören auch auf Cocktail- und Abendkleider, die sich — genau wie von den deutschen Modeschöpfern vorgeschlagen — meistens schmal und fußfrei präsentieren.

Pelz auch zu Kappen und Hüten verarbeitet, zu denen meist noch ein Muff aus gleichem Fell gehört — Fuchskappen und Tscherkesenmützen aus Nerz und Biber —, verraten russische Einflüsse in der Mode, die auch in den überall gezeigten Tunikas zum Ausdruck kommen. Aber auch japanische Vorbilder

lassen sich leicht in Kimonoärmeln, kostbaren Brokaten und bestickten japanischen Seiden erkennen. Genau wie die „gotische Linie“ in weitgerundeten Ärmeln, schmalbrüstigen, hochgeschweiften Oberteilen, breiten Miedergürteln und rund über den Hüften geformten und nach vorn geschobenen Röcken zum Ausdruck kommt.

Favoriten unter den Modefarben sind braune Töne, von Brandy-Nuancen über Kastanie bis zum dunklen Braun von bitterer Schokolade; dann Anthrazit, Messing, Ocker, Grün in warmen Tönen; Rot in verschiedenen Schattierungen, von Cyclame über Kardinal- und Lachs- bis zum Burgunderrot; Enzian-, Pflaumen- und Porzellanblau, Lila, viel Schwarz für die festlichen Stunden und Weiß, Rosa, Türkis, Gelb und ein paar Effektfarben für den Ballsaal!

Das ist die Mode 1959/60, wie sie Paris vorschlägt. Warten wir es ab, in welcher Abwandlung sie sich bei uns in Deutschland präsentieren wird.



Otto Burrmeister

gangen. Dann übernahm das Bürgertum dieses Werk. Otto Burrmeister aber glaubte, wie sein Freund Hans Böckler, daß in der Mitte des 20. Jahrhunderts nunmehr die Arbeiterschaft mit einzutreten habe in den Kreis derer, die das kulturelle Leben und Wirken eines Volkes entwickeln. Er wollte daher zunächst einmal der großen Masse jener, die bisher den kulturellen Dingen ferngestanden hatten, den Zugang zu Kunst und Kultur, zur geisteswissenschaftlichen Auseinandersetzung erschließen. Er wünschte aber nicht, die Arbeiter nur als neue Abnehmerschaft von Kulturveranstaltungen zu „organisieren“, sondern er suchte einen Weg, um den Arbeiter mit einzubringen in die Verantwortung für den Aufbau des kulturellen Lebens in Deutschland. Damit sollte vom Arbeitertum her ein Beitrag für die Formung einer neuen deutschen Gesellschaft geliefert werden. Dies war ein erregendes, ein revolutionäres Ziel. Wer war der Verkünder dieses Programms? Otto Burrmeister.

Als Sohn eines Arbeiters in Hamburg-Barmbeck geboren, hatte er sich nach dem Besuch der Volksschule selbst weitergebildet. Dann war er in der Arbeiterjugend tätig, insbesondere in kulturpolitischen Aufgaben, denen seine besondere Neigung galt. 1933 wurde er verhaftet und mußte sich hernach jahrelang als politisch Verfolgter recht und schlecht durchschlagen. Er machte auch den zweiten Weltkrieg mit

— schon im ersten war er Soldat gewesen — und konnte erst nach dem Zusammenbruch 1945 wieder aktiv am öffentlichen Kulturleben teilnehmen. In Hamburg war er beim Aufbau des Deutschen Schauspielhauses dabei. Während des Winters 1946 fuhr er von hier mit der verzweifelt nach Kohle suchenden Delegation des Theaters ins Ruhrgebiet und kam so in neue, enge Verbindung mit den Bergleuten an der Ruhr.

Im Dankgastspiel, das 1947 Hamburger Bühnen den Bergleuten von Recklinghausen für ihre Kohlegaben abstatteten, fand Burrmeister den Ansatzraum für eine Verwirklichung seiner Ideen. So wurden die „Ruhrfestspiele“.

Es können deren Rang und ihre deutsche, auch europäische Bedeutung nach dreizehnjährigem Bestehen hier nicht ausführlich behandelt werden. Schon heute aber ist gewiß, daß Burrmeisters Gedanken vielfältig Frucht getragen haben. Die Ruhrfestspiele sind inzwischen zu dem wohl umfangreichsten, alle Kreise des Volkes vereinigenden Kulturereignis eines jeden Sommers der Bundesrepublik geworden. Sie stehen als eine Schöpfung da, die von der Arbeitnehmerschaft getragen wird. Ein Werk, bei dem der Deutsche Gewerkschaftsbund jetzt stolz, auch mit Opfern, sein Eigentumsrecht vertritt. Sie haben darüber hinaus als ein soziales Bildungsunternehmen von eigenwilliger Prägung zur Unterrichtung und Formung des geistigen Weltbildes der Arbeiterschaft sehr gewichtige Arbeit geleistet.

Dem Manne, dessen Herz und Kopf, dessen Arbeitskraft und Zähigkeit ein solches Ergebnis vornehmlich zu danken ist — er erhielt 1959 vom Alt-Bundespräsidenten Prof. Dr. Theodor Heuss das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik —, ihm kann man — nachträglich, denn Otto Burrmeister wurde am 15. Oktober 60 Jahre alt — kein schöneres Geburtstagsgeschenk machen als dies: für sein Werk eintreten. Das sollte mit diesen Zeilen geschehen. Glückauf, Otto Burrmeister!

Vor zwölf Jahren zog ein Mann aus in ein großes geistiges Abenteuer. Mit den Träumen, aber auch mit der höchst realen Zielsetzung eines Entdeckers. Voll des Glaubens an die Notwendigkeit des selbstgewählten Auftrags, optimistisch in bezug auf die Möglichkeiten seiner Verwirklichung, und doch völlig im Bilde über die Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt. In einer von Hunger und Ruinen erfüllten Zeit, einer Epoche der seelischen, moralischen und wirtschaftlichen Zerrüttung ohnegleichen, dachte er an die Zusammenführung aller Geister im Raum der deutschen Kultur, dachte er an die Bildung neu aufsteigender sozialer Schichten.

Einst ist das Zeugen eines geistigen Besitzes, das Schaffen, Prägen und Tragen von Kultur, von den Fürstenhöfen ausge-

Für unsere Theaterfreunde

Die Dortmunder Städtischen Bühnen bringen in der Spielzeit 1959/60 für unsere 2300 Mitarbeiter und Familienangehörigen, die Mitglieder der Volksbühne sind, u. a.:

Schauspiel

Schiller	Maria Stuart
Shakespeare	Wie es euch gefällt
Reginald Rose und Horst Budjahn	Die zwölf Geschworenen
Kurt Tucholsky und Walter Hasenclever	Kolumbus oder Die Entdeckung Amerikas (Uraufführung)
Felicity Douglas	Die liebe Familie

Oper

Weber	Der Freischütz
Flotow	Martha

Operette

Johann Strauß	Der Zigeunerbaron
Emmerich Kálmán	Gräfin Mariza

Die Aufführungen

beginnen für uns immer um 19 Uhr. Jedes Mitglied gehört einer bestimmten Serie an, für die folgende Aufführungstage festgelegt sind:

Serie 8

- 12. 11. 1959 Opernhaus
- 18. 12. 1959 Schauspielhaus
- 21. 1. 1960 Schauspielhaus
- 5. 2. 1960 Opernhaus
- 2. 3. 1960 Schauspielhaus
- 30. 3. 1960 Schauspielhaus
- 16. 4. 1960 Opernhaus
- 12. 5. 1960 Schauspielhaus
- 7. 6. 1960 Opernhaus

Die deutsche Bühne nach dem zweiten Weltkrieg

Aus Anlaß eines Vortrages von Oberspielleiter Götz Olaf Rausch, Celle, als Veranstaltung der Werkbücherei

Seit Jahrzehnten taucht immer wieder die sorgenvolle Frage auf: Haben wir eine Theaterkrise? Von drei Ausgangsstellungen her ist diese Frage anzugehen. Die Lage des deutschen Theaters zeigte nach dem Zusammenbruch 1945 eine äußere Krise: die Krise des Theaterraumes, der Ausstattung und des Ensembles. Die Zerstörung der Häuser und Theaterfunden in fast allen größeren Städten bedeutete das Ende einer bis in die äußerste Feinheit gesteigerten Aufführungskunst. Sowohl auf der Sprechbühne wie auch in der Oper war der Einengung des Programms durch das „1000jährige Reich“ eine überragende Qualität der Wiedergaben entgegengesetzt worden. Es wurde bis ins letzte Kriegsjahr hinein nicht nur in Berlin, das unbestreitbar an der Spitze des deutschen Theaterlebens stand und ersehntes Ziel aller aufstrebenden Künstler war, Hervorragendes geleistet.

Für die Oper — die auf den großen Raum, der Bühne und Orchester zu beherbergen vermag, angewiesen ist — war der Abbruch vollkommen und zunächst scheinbar ausichtslos. Dagegen sammelten sich in kleinen und kleinsten Orten aus den Reihen der Heimatvertriebenen und Ausgebombten alsbald anwachsende Gruppen von Künstlern zu kleinen Ensembles, um die sich ein interessiertes Publikum scharte. Und es wurde gespielt! Es wurde unter oft geradezu grotesken Bedingungen, in Gasthaussälen und Schulaulen, ohne Kulissen, fast ohne Kostüme gespielt, ohne Heizung, im Wintermantel, wenn nicht die Zuschauer ein paar Scheite Holz, ein paar Brocken Torf oder gar Kohlen mitbrachten, um nur die grimmigste Kälte zu beheben. Der Hunger nach geistigen Werten war bei allen Beteiligten

groß. Es zeigte sich, daß zwischen 1933 und 1945 eine von vielen übersehene erste Krise des Theaters bestanden hatte, überspielt von der bereits erwähnten Steigerung der Ausstattung und der Aufführungsqualität.

Die zweite Krise müßte man eine Krise des Spielplans benennen. Der Nachholbedarf war groß, alles, was in den vergangenen Jahren, aus welchem Grund auch immer, unter Verbot gestanden hatte, kam jetzt herein. Wir sahen Sartre, Giroudoux, Anouilh und andere, moderne Amerikaner, deren Namen wir bis dahin nicht oder kaum kannten. Wir wurden, wie im Kino, so auch im Theater, mit dem gesamten Repertoire des letzten Jahrzehnts förmlich überflutet. Es setzte alsbald eine gewisse Abwehr ein. Das Zeitstück fand nicht die offene Aufnahme, die sich das Theater wünschte. Zu hautnah waren dem hungernden Besucher von 1947 und noch 1948 das Elend des eigenen äußeren Lebens, zu laut noch in der Erinnerung die Bombennächte und Fluchterlebnisse, als daß er sie auf Bühne oder Leinwand in noch so gesteigerter Darstellung wiedererleben mochte.

Auch heute ist das Publikum dem Kriegs- und Nachkriegserlebnis am eigenen Leib noch nicht so weit entrückt, daß es dem allzu düsteren Zeitstück allzu großes Interesse abgewinnen würde. Jetzt sind unsere Theater fast allorts wiederaufgebaut, sie verfügen über den nötigen Stab an Mitarbeitern, sie haben durch die älteren unter ihnen an vielen Punkten an die abgerissene Tradition anknüpfen können, sie haben eine angemessene Ausstattung wieder zusammenbringen können. Haben wir jetzt schon wieder eine weitere, dritte Krise des Theaters?

Das Verlangen an Anschluß an die anderen ist befriedigt, die Lücke geschlossen. Dabei aber zeigte es sich, daß eine andere Lücke klaffte. „Die leeren Schubladen“ waren eben wirklich leer! Darunter ist die Tatsache zu verstehen, daß weder die Autoren, die „jene“ Jahre in der Emigration verbracht hatten, mit einem starken Angebot an wesentlichen Werken zurückkehrten, noch diejenigen, die in Deutschland ausgeharrt und die Zeit unter Publikationsverbot oder mindestens starken Beschränkungen überstanden hatten, ein solches vorzuweisen hatten. Zu hart hatten die einen um die nackte Existenz zu ringen gehabt, zu schwer hatte auf den anderen der Mangel an Resonanz gelastet. Sie alle waren in ihrer schöpferischen Potenz getroffen worden. Die Anknüpfung an die eigene Leistung der zwanziger Jahre ist einzig Bert Brecht vollkommen gelungen, seine künstlerische, seine dichterische Linie ist ungebrochen.

Wenn wir also im gegenwärtigen Stand des Theaters überhaupt von einer Krise reden können, da doch die Spielpläne ausgefüllt sind mit einem starken Angebot an amerikanischen, englischen, französischen Werken und dem Versuch, Rückgriffe in die Reserven aus den zwanziger Jahren zu machen, so könnte es höchstens eine Krise des deutschen zeitgenössischen Werkes sein. Wie steht es damit? Das Angebot ist dünn. Zuckmayer hat seine alte Höhe nicht wieder erreicht, andere sind ganz verstummt, die Jüngeren rücken zögernd ein. Den Impuls geben unsre deutschsprachigen Nachbarn in der Schweiz, Dürrenmatt etwa und Max Frisch. Es steht zu hoffen, daß ein reicheres Angebot wertvoller zeitgenössischer Werke kommen wird, auch aus den Reihen junger deutscher Autoren, denn es spricht uns, bei aller Achtung vor unseren großen Dichtern der Vergangenheit, das uns eigene Problem und Thema nur im Werk des Mitlebenden unmittelbar an.

Weitere Vorträge von Oberspielleiter Rausch sind als Veranstaltungen der Werkbücherei geplant. Sie können jedem Theaterinteressierten nur empfohlen werden.

— v. L. —

Serie 9

12. 11. 1959 Schauspielhaus
27. 12. 1959 Schauspielhaus
11. 1. 1960 Opernhaus
29. 1. 1960 Schauspielhaus
18. 2. 1960 Opernhaus
26. 3. 1960 Schauspielhaus
14. 4. 1960 Schauspielhaus
30. 5. 1960 Opernhaus
14. 6. 1960 Schauspielhaus

Serie 10

13. 11. 1959 Opernhaus
29. 12. 1959 Schauspielhaus
26. 1. 1960 Schauspielhaus
12. 2. 1960 Opernhaus
1. 4. 1960 Schauspielhaus
22. 4. 1960 Opernhaus
17. 5. 1960 Schauspielhaus
3. 6. 1960 Schauspielhaus
28. 6. 1960 Opernhaus

Serie 11

13. 11. 1959 Schauspielhaus
4. 12. 1959 Opernhaus
22. 1. 1960 Schauspielhaus
12. 2. 1960 Schauspielhaus
7. 3. 1960 Opernhaus
8. 4. 1960 Schauspielhaus
22. 4. 1960 Schauspielhaus
27. 5. 1960 Opernhaus
15. 6. 1960 Opernhaus

Serie 12

15. 11. 1959 Schauspielhaus
10. 12. 1959 Opernhaus
5. 2. 1960 Schauspielhaus
26. 2. 1960 Opernhaus
31. 3. 1960 Schauspielhaus
15. 4. 1960 Schauspielhaus
13. 5. 1960 Opernhaus
10. 6. 1960 Schauspielhaus
29. 6. 1960 Opernhaus

Für unsere Schachfreunde

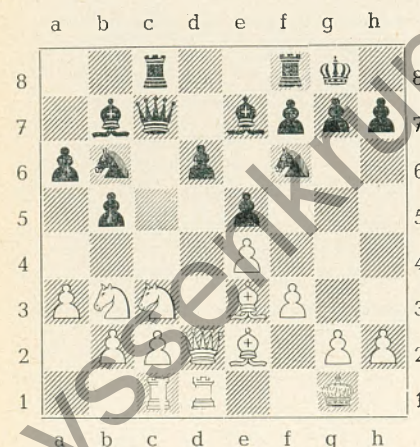
Im Kampf mit Jugoslawien

Am Freundschaftskampf gegen eine Oberligamannschaft aus Zemun in Jugoslawien nahmen auch einige Spitzenspieler von Hoersch 32 teil. Am 2. Brett spielte Willy Bartsch gegen den sehr talentierten jungen Meister Minic, der bei der diesjährigen Landesmeisterschaft von Jugoslawien einen beachtlichen 9. Platz erzielen konnte, und erreichte ein ehrenvolles Unentschieden. Wie stark der Jugoslawe ist, zeigte er in der 2. Runde, wo er den Hörder Vereinsmeister Stobik in einer überlegenen Partie besiegte.

Sizilianisch

Weiß: Bartsch Schwarz: Minic

1. e2—e4 c7—c5, 2. Sg1—f3 d7—d6. Dieser Sicherungszug wird in der modernen Verteidigung meist gespielt, um den nach 2. ...Sc6, 3. d4 cd4, 4. Sd4 Sf6, 5. Sc3 d6 möglichen Zug Lg5 zu vermeiden.
3. d2—d4 c5×d4, 4. Sf3×d4, Sg8—f6, 5. Sb1—c3 a7—a6; 6. Lf1—e2 e7—e5! Früher wurde dieser Zug ungünstig beurteilt, da der B6 rückständig bleibt. Boleslawsky wies aber nach, daß er gut spielbar ist, da der Sd4 über kein gutes Ausweichfeld verfügt und Schwarz immer mit d6—d5 droht.
7. Sd4—b3 Lf8—e7, 8. Lc1—e3 0—0, 9. 0—0 Sb8—d7, 10. Dd1—d2 b7—b5, 11. a2—a3 Lc8—b7, 12. f2—f3 Dd8—c7, 13. Tf1—d1 Ta8—c8, 14. Ta1—c1 Sd7—b6.



Beide Spieler haben sich gut aufgebaut. Während Weiß gegen den schwachen Bauern d6 operiert, nimmt Schwarz den c-Bauer aufs Korn.

15. Kg1—h1 d6—d5! Packt den Stier bei den Hörnern, aber der vorsichtige Bartsch hat nicht umsonst den König aus der Schußlinie gebracht.
16. Le3×b6! Dc7×b6, 17. Sc3×d5 Sf6×d5, 18. e4×d5 Tf8—d8, 19. Le2—d3 Lb7×d5, 20. Dd2—e2 Le7—g5, 21.

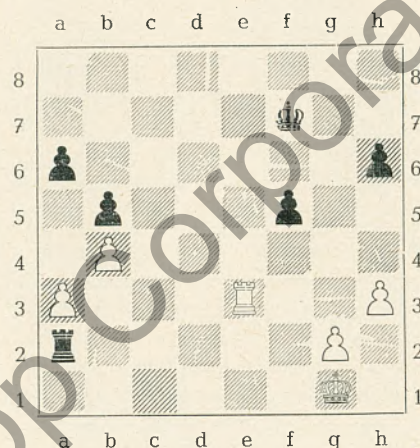
Sb3—d2 Db6—h6. Der Beginn eines Königsangriffs, der von Bartsch aber gut pariert wird.

22. Tc1—b1 Lg5—f4, 23. Sd2—f1 Dh6—e6, 24. Td1—e1 f7—f5, 25. De2—f2. Eine kleine Falle! Auf 25. ...e5—e4, 26. f3×e4 würde Weiß eine Figur gewinnen, aber darauf fällt Minic nicht rein. Besser war 25. c2—c3.

25. ...Td8—f8, 26. Sf1—e3 ... Ganz hübsch gedacht, wird aber wieder durch Mattangriff pariert.

26. ...De6—h6, 27. Df2—g1 Ff4×e3, 28. Te1×e3 e5—e4, 29. f3×e4 f5×e4, 30. Ld3×e4 Ld5×e4, 31. Te3×e4 Tc8×c2, 32. Tb1—f1! Erzwingt den Abtausch.

32. ...Tf8×f1, 33. Dg1×f1 Dh6—g6, 34. Te4—d4 h7—h6, 35. b2—b4 Tc2—a2, 36. h2—h3 Dg6—f6. Wieder notwendig, wegen 37. Td8+ nebst Df8.
37. Df1×f6 g7×f6, 38. Td4—d3 Kg8—f7, 39. Td3—e3 f6—f5, 40. Kh1—g1.



In dieser Stellung nahm Weiß das Remisangebot seines Gegners an.

Die Gäste aus Jugoslawien konnten diesen Freundschaftskampf zwar knapp gewinnen, jedoch bleibt zu bemerken, daß Jugoslawien nach Rußland die stärkste Schachnation der Welt ist, und in der Mannschaft von Zemun zwei Spieler der diesjährigen Landesmeisterschaft mitwirkten, die an 5. bzw. 9. Stelle herauskamen.

Außer Bartsch spielten in der Dortmunder Stadtauswahl noch Köhn und Willners mit, die sich beachtlich geschlagen haben.

Helmuth Köhn, Vereinsmeister 1959

Zum dritten Male hintereinander hat Helmuth Köhn diesen schönen Titel erringen können. Altmeister Albert Mischke, der bis zur letzten Runde ungeschlagen führte, verlor die entscheidende Partie gegen Köhn, der damit Gleichstand erreichen konnte. Die erforderliche Stich-

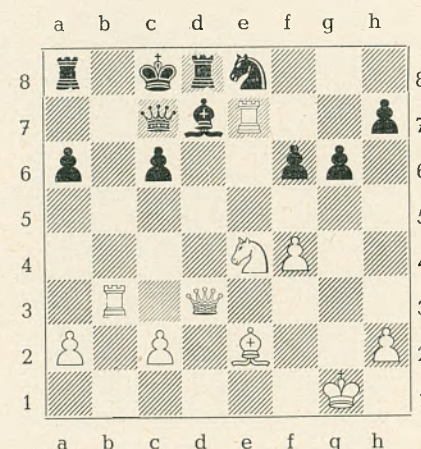
kampfpartie gewann Köhn in ganz großem Stile. Auf den nächsten Plätzen folgen u. a. Bartsch, Hein und Graw, jedoch sind hier und in den beiden anderen Gruppen die Kämpfe noch nicht ganz abgeschlossen.

Nachfolgend in Kurzform die Stichkampfpartie zwischen dem alten und neuen Vereinsmeister Köhn und Altmeister Mischke um die Vereinsmeisterschaft 1959.

Sizilianisch

Weiß: Köhn Schwarz: Mischke

1. e2—e4 c7—c5, 2. Sg1—f3 Sb8—c6, 3. d2—d4 c5×d4, 4. Sf3×d4 Sg8—f6, 5. Sb1—c3 g7—g6, 6. Sd4×c6 b7×c6, 7. e4—e5 Sf6—h5, 8. Lf1—e2 Sh5—g7, 9. 0—0 Sg7—e6, 10. Lc1—e3 Dd8—a5, 11. f2—f4 Lf8—h6, 12. Dd1—d2 Se6—g7, 13. g2—g4 Sg7—e6, 14. Tf1—f3 Se6—c7, 15. b2—b4 Da5—a3, 16. Le3—d4 Da3×b4, 17. Ta1—b1 Db4—a5, 18. e5—e6 f7—f6, 19. g4—g5 Lh6—g7, 20. g5×f6 Lg7×f6, 21. Ld4×f6 e7×f6, 22. e6×d7+ Lc8×d7, 23. Tf3—e3+ K28—d8, 24. Dd2—d6 Kd8—c8, 25. Te3—e7 Th8—d8, 26. Tb1—b3 Sc7—e8, 27. Dd6—d3 a7—a6, 28. Sc3—e4 Da5—c7?



und Mischke gab nach weiteren drei Zügen auf.

Ein überlegener Sieg unseres neuen Vereinsmeisters Helmuth Köhn, denn auch ohne den groben Fehler 28. ...Dc7 war die Partie auf die Dauer nicht zu halten. In einer Simultanvorstellung, die der Deutsche Meister Dr. Tröger am 19. September in der Krone gab, konnte unser jüngstes Mitglied, der 16jährige Klaus Wieczorek, ein beachtliches Remis erzielen.

In diesem Zusammenhang möchte ich nochmals darauf hinweisen, daß vor allem Jugendliche, die Interesse am königlichen Spiel haben, herzlich eingeladen sind, sich donnerstags ab 18 Uhr zum Spielabend in der Gaststätte „Zum alten Schloß“, Bornstraße/Ecke Mal-linckrodtstraße, einzufinden. W.B.

„Die Großen“ und der Schrankenwärter

Als Opa Schwarz, achtzig Jahre alt, Massemerweg 135, noch ein junger Mann war, hatte er einmal mit seinem obersten Chef eine Auseinandersetzung, die wir heute als haarig bezeichnen würden. Es hätte ihm dabei sogar schwer „was ins Auge gehen“ können, wenn nicht eben dieser oberste Chef und noch ein paar andere Leute zu guter Letzt den Standpunkt „Recht muß Recht bleiben“ vertreten und sich als Männer von Ehre erwiesen hätten: Robert Schwarz, 1898 aus Westpreußen „eingewandert“, mit der schweren Maloche, die ihn reicher machen sollte als die Landarbeit zu Hause, zuerst vertraut gemacht in der Adjustage des Eisen- und Stahlwerks Hoesch, dann in unserer Eisenbahnabteilung zum Weichensteller ausgebildet, hatte 1903 eines Tages dort Dienst, wo die Überfahrt für Hoesch-Züge bei geschlossener Schranke den Weg in die Stadt versperrte: am Papengarten/Oestermärsch. Auf ein bestimmtes Signal hin hatte er die Schranke zu schließen, damit der meist sehr lange Güterzug mit der gebotenen Vorsicht (wenn etwa eine Kuppung riß, hätte es ein Unglück geben können) zum Hauptbahnhof rollen konnte. Ob an der geschlossenen Schranke jemand wartete, der seinerseits zum Hauptbahnhof wollte, von den gemächlich durchgeführten bahntechnischen Manövern jedoch empfindlich in seinem Zeitplan gestört wurde, das hatte den Schrankenwärter nicht zu kümmern. Auch dann nicht, wenn der zum Bahnhof Strebende sein oberster Chef war, der Kommerzienrat

Springorum persönlich, kenntlich an seinem gepflegten Bart und an den beiden Rappen, die den vor der Schranke zum Halten gekommenen Kutschwagen zogen. Neben ihm saß ein Herr, den Robert Schwarz nachher als Geheimen Justizrat Springsfeld, Mitglied des Aufsichtsrates, kennenlernen sollte. Der Justizrat mußte seinen Zug nach Aachen erreichen und hatte es eilig. Ihm zuliebe schaute der Respekt einflößende Kommerzienrat auf die Uhr, auf die Schranke, auf den Schrankenwärter und schließlich auf den Bahnkörper. Weit und breit kein Zug! Die Schranke war geschlossen, der Schrankenwärter, in dem er einen von seinem Betrieb erkannte, stand untätig dabei, und die Zeit verrann...

Der Kommerzienrat beschloß, zu handeln. Er winkte, daß die Schranke gehoben werden sollte. Robert Schwarz schüttelte den Kopf. Der Kommerzienrat rief. „Nein“, sagte Robert Schwarz, „das geht nicht.“ Der Kommerzienrat wurde dringlicher in seiner Forderung, Robert entschiedener in seiner Weigerung. Dabei wurde es später und später. Als die Warterei zwanzig Minuten lang gedauert hatte (so lange dauerte sie meistens), sprang der Kommerzienrat aus dem Wagen und auf die Schranke zu: „Ich mache Sie dafür verantwortlich“, fauchte er, „wenn Herr Justizrat Springsfeld seinen Zug verpaßt. Und anzeigen werde ich Sie auch. Die Eisenbahndirektion in Essen soll erfahren, was Sie für ein unzuverlässiger Bursche sind. Ich werde verlangen, daß Sie

von Ihrem Posten zurückgezogen werden. Jawohl, das verlange ich.“

In diesem Augenblick kam der Zug; er rollte vorbei, die Schranke konnte gehoben werden und der Wagen weiterfahren. Robert Schwarz, an funkelnde Augen, zitternde Barthaare und Schimpferei gewöhnt, hätte den Vorfall fast vergessen, wenn er nicht auf seltsam eindringliche Weise wieder dran erinnert worden wäre: Seine Wirtsleute feierten an diesem Tage ihre Silberhochzeit und luden den jungen Mieter ein. Einer der Gäste, Pastor Hartog von der Lutherkirche, sah den jungen Mann, den man ihm als Herrn Robert Schwarz („bei Hoesch“) vorstellte, aufmerksam an: „Ich kenne Sie doch?“ — Ich weiß nicht, Herr Pastor.“ — „Aber ich weiß“, schmunzelte der geistliche Herr, „bei der Schranke habe ich Sie gesehen, als Ihnen der Kommerzienrat Springorum den Tanz machte. Sie haben sich vollkommen richtig verhalten, junger Freund.“

Die Festgesellschaft hörte zu und nahm einmütig Partei für den Schrankenwärter. Ebenso einig aber war man sich darüber, daß dennoch unangenehme Folgen befürchtet werden mußten: Wenn eine offizielle Beschwerde bei der Eisenbahndirektion eingereicht wurde, und noch dazu von einem so einflußreichen Manne wie dem Kommerzienrat Springorum... „Würden Sie für Robert eine Zeuenaussage machen, Herr Pastor?“ — „Gern, Recht muß Recht bleiben.“

Am nächsten Morgen kopschüttelte auf Schicht ein Arbeitskamerad zu Robert: „Wenn der Pastor man hält, was er versprochen hat. Das ist doch auch „einer von den Großen“, und man weiß ja: Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus.“ „Mir auch egal“, antwortete Robert, „ich hab mich richtig verhalten.“ — „Er hat sich richtig verhalten“, sagte in diesem Augenblick Pastor Hartog zum Vorsteher des Enscheder Bahnhofs, dem er den Vorfall zu Protokoll gab, als Zeuge, wie er versprochen hatte.

Und nach der gebührenden Zeit ergab es sich, daß der bescheidene Schrankenwärter statt eines Tadels von der Eisenbahndirektion in Essen eine Belobigung erhielt! In Abschrift mußte sie dem Kommerzienrat Springorum zugestellt worden sein, denn sonst hätte er sich nicht veranlaßt gesehen, seinen Schrankenwärter schriftlich um Entschuldigung zu bitten.

„Siehste“, sagte Robert Schwarz zu seinem mißtrauischen Kumpel, „es sind gar keine Krähen. Daß er wütend wurde, kann ich unserm alten Herrn Springorum nicht übelnehmen. Aber mich freut's, daß er so gerecht ist. Heute morgen habe ich noch einen Brief bekommen. Der Justizrat Springsfeld spricht mir sein Bedauern aus! Hatte er das vielleicht nötig?! Der konnte doch gar nichts dafür.“



Sonniges Moselgäßchen

Für dieses Foto erhielt ich 1955 den 1. Preis im VDAV Dortmund für das schönste Urlaubsbild



Spitzenhaus, Bernkastel

An der Mosel

Viele unserer erholungsbedürftigen
Mitarbeiter wurden von unserer
Sozialabteilung in Kuraufenthalte
an der Mosel vermittelt.

Gerade für sie fotografierte
Marlis Tiedemann unsere Fotoserie.



Petrusbrunnen, Trier



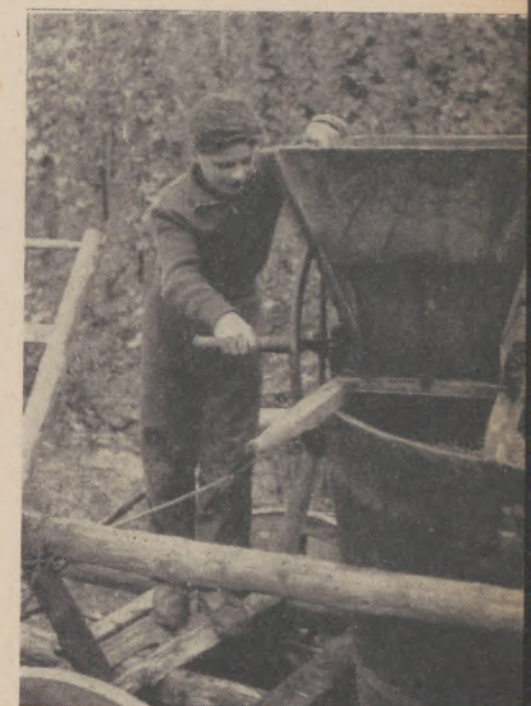
Mittagessen im Weinberg



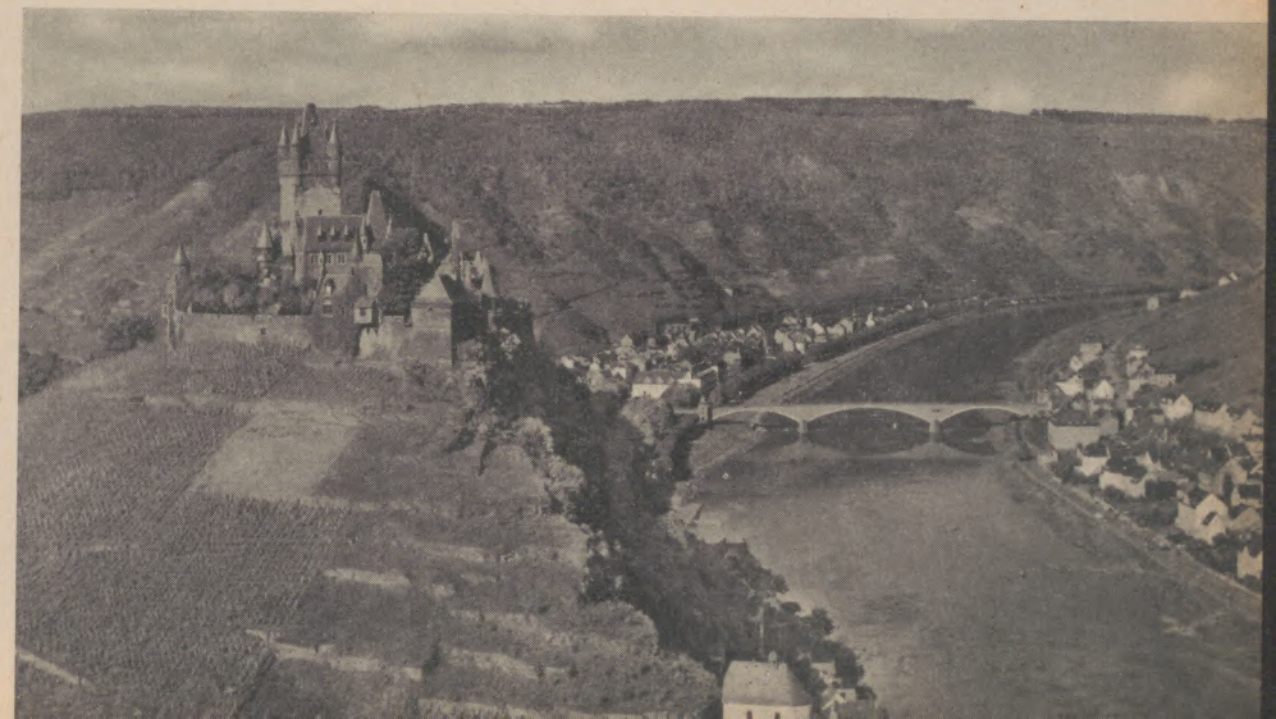
Kleine Kostprobe



Burg Metternich bei Beilstein



Die Weinbeeren werden zerkleinert



Pfalzburg Cochem



Hochauf ragen die neuen Wohnblocks in Chicago

So lebt man in Amerika

ALLE BILDER: PAUL O. VOGEL

Führender Staat des Westens, mächtigste Industrienation der Erde, größter landwirtschaftlicher Produzent und Land mit dem höchsten Lebensstandard der Bevölkerung — das sind einige der Schlagworte, mit denen die Stellung der Vereinigten Staaten von Amerika in unserer Zeit gekennzeichnet wird. Beeindruckt von solchen imponierenden Begriffen, reist der Besucher durch das Land und wird vollends erdrückt von dem äußeren Bild dieses Giganten, von seinen Riesenstädten, seinem unvorstellbaren Verkehr, seinem Reichtum, seiner Weite und seinen landschaftlichen Schönheiten. Nur allzu leicht vergißt man darüber den Menschen, der zwischen Pazifischer Küste und New York lebt, arbeitet, Sorgen hat und das Anlitz des Landes bestimmt: Mr. Average = Herr Durchschnitt. Von ihm und nicht von der Pracht der Städte, der Weite der Prärie oder der Wildheit der Gebirge soll hier die Rede sein.

Mister Average ist in den USA
der wichtigste Mann.

Er stellt die weit überwiegende Masse der 165 Millionen Einwohner des Landes, um ihn und seine Familie drehen sich Politik, Wirtschaft und die Statistiken. Er verbraucht fast 100 Millionen Tonnen Stahl im Jahr für sich und seine Wirtschaft, er kauft jährlich rund fünf Millionen Automobile und hat seiner Industrie schon 50 Millionen Fernsehapparate abgenommen.

Von Mr. Average sind schon Wunderdinge berichtet worden. Zeitungen, Magazine und eine — nicht immer geschickte — Regierungspropaganda haben ihn mit einem blendenden Glanz von Wohlstand und Zufriedenheit umgeben. Sieben Wochen Fahrt durch die USA sind nicht sehr lange, aber sie genügen immerhin, um den glanzvollen Vorhang etwas zu lüften und Mr. Average ein wenig in seinen Alltag zu blicken.

Da sieht man dann, daß Familie Average Sorgen und Probleme genau wie Familie Müller oder Lehmann hat. Ihre Sorgen bewegen sich mitunter nur auf einer Art höherer Ebene, und ihre Probleme drehen sich mitunter um Gegenstände, von denen Herr Müller nicht einmal zu träumen wagt. — Natürlich weiß der Verfasser, daß er etwas sehr Anfechtbares tut, wenn er jetzt versucht, das Leben des Durchschnittsamerikaners zu zeichnen. Denn Verallgemeinerungen können allzu leicht falsch sein. Aber immerhin — so oder ähnlich lebt Familie Average millionenfach in den Großstädten und, typischer noch, in den unzähligen kleinen Orten, in denen das eigentliche Herz Amerikas schlägt.

Wie sieht nun Mr. Average aus?

Er ist geborener Amerikaner englischer, irischer, deutscher oder skandinavischer, italienischer, französischer, japanischer oder armenischer Herkunft. Er heißt mit Vornamen Alfred, Donald, Buster, Lemuel oder Floyd, seine Frau — er hat wie die meisten seiner Landsleute schon sehr früh geheiratet, vielleicht sogar schon als Student — hört auf die Namen Gladys, Myrna, Eleanor, Susan, Babs oder Sybil. Es ist eine Fülle von Namen, wie es eine Fülle von Menschen unterschiedlichster Herkunftsländer ist, die alle schon nach einer Generation umgeformt wurden in jenen unverkennbaren Typus des jungen Amerikaners.

Wir wollen Mr. Average schlicht Bob nennen. Er ist 1,75 groß, achtet sehr auf seine Linie und hat Anfang der 30 vielleicht schon drei Kinder; man ist wieder sehr auf Kinder eingestellt in Amerika. Bob hat die „high school“ besucht (natürlich schulgeldfrei), die unserer Mittelschule entspricht. Als Veteran aus dem 2. Weltkrieg konnte er dann auf Staatskosten seine Fachausbildung vertiefen; auch ein Platz an einer der vielen Universitäten wäre ihm sicher gewesen.

Heute ist Bob „Vormann“ eines Bautrupps. Das ist drüben etwas Ähnliches wie hier ein Meister. Bob bringt je Woche nach Abzug der Steuern und Sozialbeiträge (jeder muß eine Einkommensteuer abgeben und sich veranlagten lassen — auch als Lohnempfänger) etwa 100 Dollar nach Hause. Das ist ein schönes Geld, dennoch hat Bob einige

ärgerliche Probleme,

die auch seine Haltung bei den nächsten Wahlen bestimmen werden: hohe Steuern, schleichende Inflation, gesalzene Mieten, schlechte öffentliche, zu teure private Schulen. Bob weiß auch, daß trotz aller sozialen Fortschritte eine langdauernde Krankheit in der Familie für den Durchschnittsamerikaner immer noch eine Katastrophe ist. Es gibt keine Sozialversicherung in den USA!

Nun sind aber hinsichtlich der 100 Dollar je Woche einige Erläuterungen notwendig. Ein völlig falsches Bild entsteht, wollte man Preise und Löhne in den USA zum amtlichen Wechselkurs von 4,20 DM umrechnen. Der Dollar hat in Amerika, grob gerechnet, etwa die doppelte Kaufkraft der DM. Aber der Amerikaner verdient je Stunde fast genausoviel in Dollar wie sein deutscher Berufskollege in DM. Der gesetzliche Mindestlohn beträgt einen Dollar je Stunde. Ein guter Facharbeiter kommt bald auf 100 Dollar je Woche, gesuchte Handwerker und Spezialarbeiter verdienen bis

zu 3,50 Dollar je Stunde, und auch der Angestellte kann heute mit Wochenlöhnen zwischen 80 und 120 Dollar rechnen, wobei nicht vergessen werden darf, daß der Büroangestellte ohne leitende Funktion im Gehalt hinter dem Facharbeiter zurückbleibt und im übrigen Arbeiter und Angestellte durchaus gleichgestellt sind in der Lohnzahlung — sie bekommen bis hinauf zum Direktor Wochenlohn —, im Kündigungsschutz, Urlaub und in der gesellschaftlichen Achtung.

Kein klassenloses Paradies

Dies soll nun nicht bedeuten, die USA seien ein klassenloses Paradies. Aber, und das ist sehr wichtig, die Unterschiede zwischen den verschiedenen Schichten der Bevölkerung beziehen sich auf den Geldbeutel, nicht auf die Art der Tätigkeit eines Menschen, und auf seine Bildung. Es halten die Familien gleicher Einkommensgruppen, mehr noch gleicher Schulbildung gesellschaftlich zusammen, es wird aber niemand in dieser Gruppe gefragt, womit er sein Geld verdient und was er etwa früher gemacht hat. Es würde auch niemand, wie das so oft in Deutschland geschieht, auf die Anschaffungen einer Arbeiterfamilie zeigen, so, als ob es für sie Sünde wäre, ein Fernsehgerät oder ein Auto zu besitzen. Reich zu sein, Millionen

zu haben, gilt in Amerika durchaus als Zeichen der Tüchtigkeit, und daß Gewerkschaftsbosse riesige Gehälter beziehen, betrachtet man als Selbstverständlichkeit, solange sie dafür Entsprechendes leisten.

Das alles gilt nun, wie sooft im Leben, mit gewissen Unterschieden. Es gibt eine Schicht ungeheuer reicher Leute, unter denen ein Besitz von fünf Millionen Dollar wenig bedeutet. Aber diese Schicht wird dank der hohen Spitzensteuern im Verhältnis zur breiten Masse geringer. Es gibt intellektuelle Kreise, die sich absondern. Es gibt ein Stadtproletariat, das keine Ehre für Amerika ist, und schließlich stehen, von Mr. Average mehr durch ihre Hautfarbe als durch Klassendenken getrennt, Farbige und gewisse Neueinwanderer ganz am unteren Ende der sozialen Stufenleiter. Zwischen ganz reich und ganz arm aber findet sich in Amerika ein

erstaunlich breiter Mittelstand,

der immer mehr anwächst und vom Arbeiter bis zum Direktor reicht.

In Deutschland überlegen es sich Menschen jahrelang, ehe sie von Duisburg nach München umsiedeln. In den USA ist solch ein Entschluß gerade in der Generation von Bob viel rascher gefaßt und ausgeführt. Bob hatte bis auf die Militärzeit sein Leben an der Ostküste der USA



Tief im Süden, wo der Mississippi seine Wasserfluten an New Orleans vorbeiträgt, ist der schwarze Mann noch ein Bürger zweiter Klasse

Aber in New York, im Negerviertel Harlem, ist die Verschmelzung aller Rassen Wirklichkeit geworden





In dieser Straße von New Orleans, in der Mr. Average, „Herr Durchschnitt“ wohnt, fließt unter heißer Sonne das Leben langsamer dahin als in den Riesenstädten des Nordens

verbracht. Dort leben die Menschen dicht beieinander. Es herrscht eine festgefügte Ordnung. Traditionen und Konventionen spielen in den alten Staaten eine Rolle wie in Europa. Bob wurden eines Tages die Verhältnisse zu eng. Er bekam Streit mit seinem Boß — und gab von einem Tag zum anderen seinen „Job“ auf, kein schwieriges Unternehmen, denn es gibt in den USA weder für Chef noch für Arbeitnehmer feste Kündigungsfristen, wo nicht starke Gewerkschaften andere Verträge mit den Firmen abgeschlossen haben. „Hire and fire“ = anstellen und rauswerfen —, das bestimmt dort für viele wechselseitig das Berufsleben. Natürlich bedeutet dies nicht, daß es keine Werksjubilare gäbe. Aber die deutsche Firmentreue kennt der Amerikaner nicht.

Bob fuhr in das Wunderland Kalifornien, in den jungen, goldenen Westen. Er verkaufte sein Haus im Osten, lud seine wenigen Möbel — die meisten Schränke, dazu die Küchen sind in den Häusern fest eingebaut, Kühlschränke verkauft man, ehe man sie über 4000 km transportiert, und kauft sie am neuen Ort neu — auf einen Leih-Anhänger, packte die Familie in seinen Wagen und nahm Kurs nach Westen. Über die wunderbaren amerikanischen „Highways“, die Autostraßen, und die neuen Autobahnen schaffte er die weite Strecke in knapp vier Tagen.

Bunt wie die Fassaden in San Franzisko ist auch das Antlitz der Menschen. Die jungen Chinesinnen lassen ahnen, daß hier Asien näher ist als Europa



Ihm tun es viele Amerikaner gleich. So ist es kein Wunder, daß Monat für Monat 10000 Menschen in das Gebiet um San Franzisko ziehen, daß Los Angeles wöchentlich den Zuzug von 1500 Menschen und 500 Wagen erlebt.

Das Land ernährt sie alle,

seit immer mehr Industrien aus strategischen Gründen nach Westen verlegt werden. Das Land bringt auch einen neuen Lebensstil mit sich, bunter, hefterer, formloser.

In Pasadena, nahe Los Angeles, fand Bob gutbezahlte Arbeit, dort kaufte er auch ein Haus in einem neuerschlossenen Siedlungsgebiet, natürlich auf Abzahlung: drei Schlafzimmer, zwei Badezimmer mit Brause, ein großes Wohnzimmer mit Kamin, dazu ein Anbau an Stelle des Kellers und des Dachbodens und einen überdachten Abstellplatz für den Wagen. Die wichtigsten Möbel waren vorhanden, die Küche war voll eingerichtet mit Abfallvernichter, Geschirrspülmaschine, automatischem Herd und Grill, großem Kühlschrank. Bobs Frau hatte außerdem eine vollautomatische Waschmaschine und einen Wäschetrockner; die meiste Wäsche kommt ungebügelt in den Schrank. In Bobs Haus befinden sich drei Radiogeräte, kleine, billige Dinger, außerdem zwei

Fernsehgeräte, eines davon für die Kinder ...

Sommer wie Winter sorgt eine Klimaanlage für gleichbleibende Temperatur. In unseren Breiten könnten wir freilich in solchem Haus nicht leben. Es ist sehr leicht gebaut, teilweise aus vorgefertigten Teilen, und es wird auch nicht länger als 20 Jahre benutzt werden. Immerhin muß Bob 17000 Dollar dafür bezahlen, ein Drittel Anzahlung, der Rest in Raten zu 80 Dollar monatlich. Damit ist Bob

über seine Verhältnisse

hinausgegangen. Aber das tun die meisten Familien. Sie leben im Vorgriff auf das Gehalt, das sie in späteren Jahren beziehen werden, sie haben so schon in jungen Jahren einen hohen Lebensstandard.

In den drei Jahren seit ihrem Umzug haben sich die Averages gut eingelebt; nur Bobs Frau denkt manchmal voll Wehmut an den Osten zurück, wo das Leben doch etwas „kultivierter“ war. Hier in Kalifornien wie überall in den heißen Gebieten der USA tragen die Frauen draußen in den Wohnsiedlungen praktisch das ganze Jahr über Blusen, Shorts, lange Hosen, Luftanzüge. Nur zu offiziellen Gelegenheiten zieht man sich formell an, und auch das ist nicht sehr teuer. Ein sehr guter, dunkler Anzug kostet 50 Dollar, ein Cocktailkleid, nach einem Diormodell in großer Serie hergestellt, ist schon für 35 Dollar zu haben. Die leichten Damenschuhe kosten bei „Florsheim“, einem über die ganzen Staaten verbreiteten Kettenladen, zwischen sechs und 10 Dollar, die Männer müssen zwischen 15 und 20 Dollar bezahlen. Nur Snobs tragen Maßanzüge ...

Bob hat einen Dienstwagen, seit einiger Zeit ist es ein VW-Kombi, der seine Firma weniger Unterhalt kostet. So kann seine Frau mit dem Privatwagen in einen der riesigen „Supermarkets“, gewaltige Selbstbedienungszentren, zum Einkaufen fahren: Gemüse aus der Tiefkühltruhe, Fleisch bester Qualität, Milch literweise und nicht ganz soviel Konserven, wie man hierzulande von den Amerikanern glaubt. Viel bringt sie mit nach Hause, und der 200-Liter-Kühlschrank mit Tiefkühlfach ist immer gut gefüllt. Mittags macht Bobs Frau nur ein paar Kleinigkeiten für sich und das Baby, denn die größeren Kinder essen, wie überall auf dem Lande, ihren „Lunch“ in der Schule, die von neun bis drei dauert. Am Abend gibt es dann die warme Hauptmahlzeit.

Oft sitzen Bob und seine Frau dann, statt dem Fernsehen zuzuschauen, abends noch vor dem Haushaltsbuch. Das Leben ist, gemessen an europäischen Lebensmittelpreisen,

spottbillig.

Amerika leidet unter einer ständigen Überproduktion von Lebensmitteln, und so kommt nur das Allerbeste zu niedrigen Preisen auf den Markt. Bobs Frau kann die Familie mit 40 bis 50 Dollar je Woche ernähren. Für Gas und Licht hat sie fünf Dollar insgesamt im Monat zu zahlen, ebensoviel kostet das Telefon, obgleich einmal im Monat die Oma angerufen wird — quer über den ganzen Kontinent hinweg.

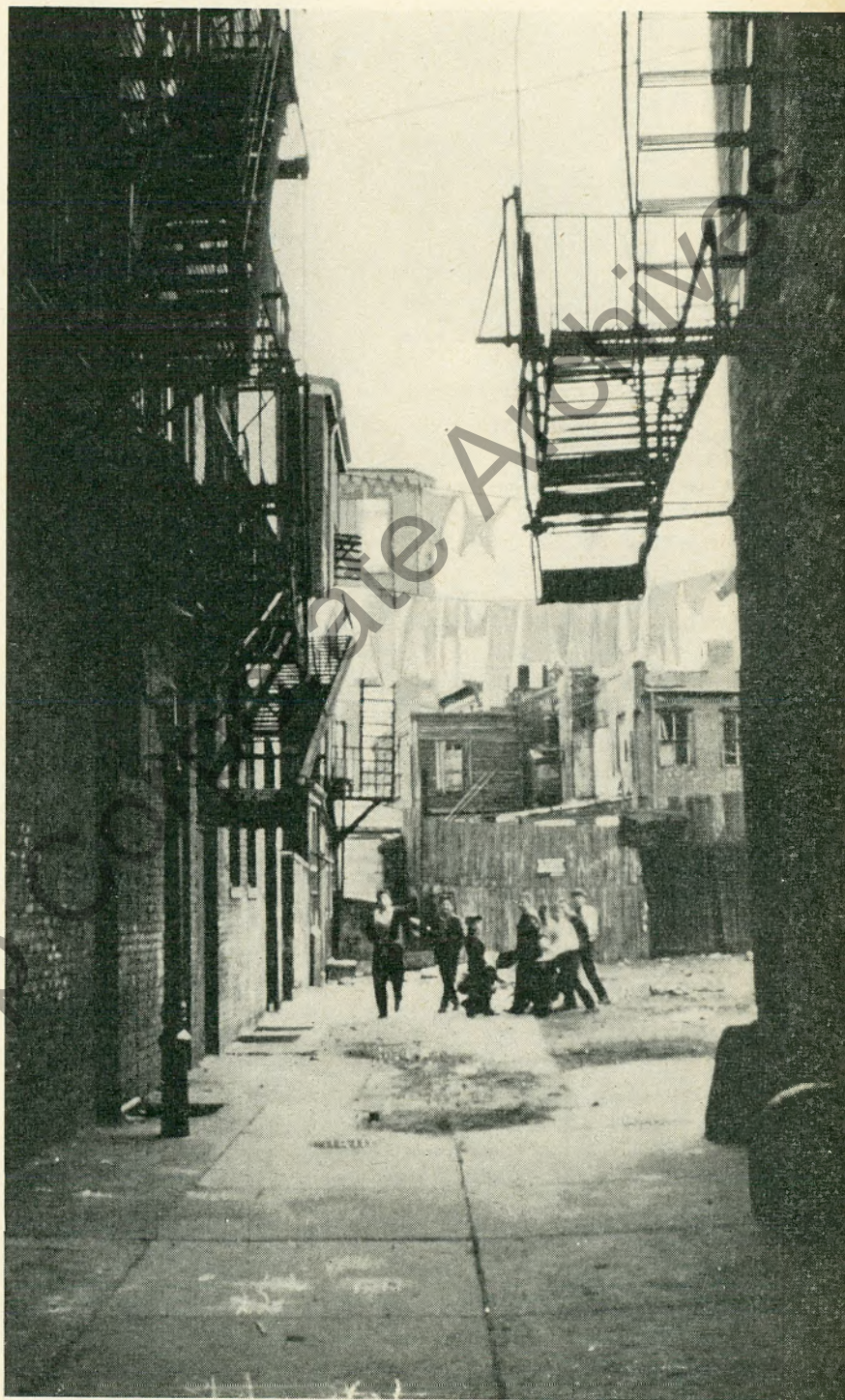
Zu den 80 Dollar Abzahlung fürs Haus kommen noch 75 Dollar an Raten für den Wagen. Bob hat einen fast neuen Achtzylinder mit über 200 PS, in dem sechs Personen bequem Platz finden und dessen Spitzengeschwindigkeit er niemals herauszufinden versuchen will. Zwar zahlt er nur 25 Cents für die Gallone (4,5 Liter) Benzin, aber dennoch hat er sich schon manchmal überlegt, ob er nicht einen kleineren europäischen Wagen kaufen sollte. „Zwergautos“ — für amerikanische Verhältnisse —, wie den deutschen „Prinz“, kann man in Amerika heute schon für 17 Dollar Anzahlung bekommen.

Viel ausgehen können Bob und seine Frau nicht. Ein „Babysitter“ ist bei einem Dollar Stundenlohn auf die Dauer doch recht teuer, und ohne Aufsicht läßt man Kinder nicht eine Minute; zu voll sind die Zeitungen mit Meldungen über Brände und Kindesraub. Hin und wieder gehen die beiden auswärts essen, aber es gibt kaum Lokale, die wir in unserem Sinne gemütlich nennen würden. Von gelegentlichen Kinobesuchen abgesehen, bewegt sich das gesellschaftliche Leben von Mr. Average zwischen seinem Freundeskreis, der Familie, vielleicht seinem Klub und der Kirche, die in Amerika von der Tombola bis zum Ball alles mögliche veranstaltet.

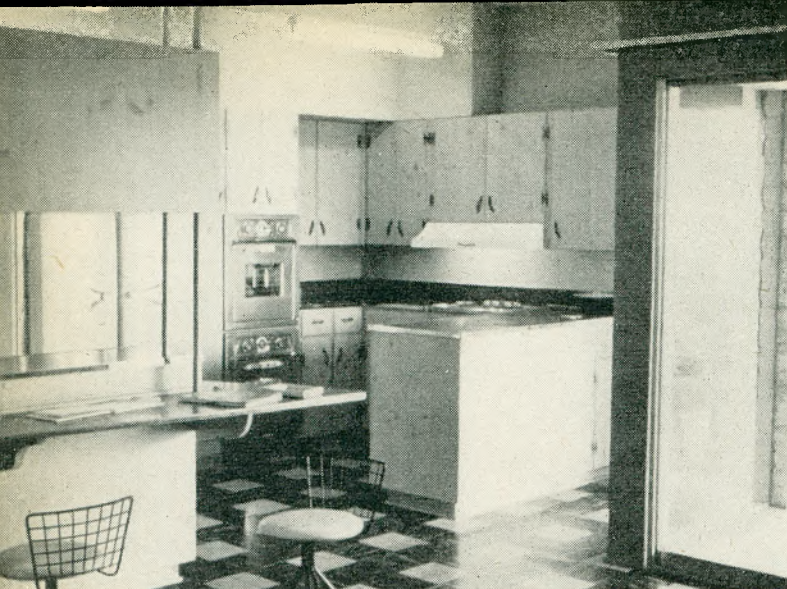
Sorgen bereiten Mr. Average seine **Kinder.**

Die Bevölkerung wächst zu schnell, die Gemeinden bauen nicht genug Schulen, und der Staat hat viel verabsäumt. Zudem sind die Lehrer schlecht bezahlt, und es gehört viel Idealismus zur Arbeit vor den großen Klassen ungebärdiger Kinder. Man schlägt Kinder nicht, man läßt sie ganz frei heranwachsen, versucht sie psychologisch zu beeinflussen und bereitet sie schon früh auf die Welt der Erwachsenen vor. In ihren Schulleistungen können die Kinder schwerlich mit gleichaltrigen in Europa mithalten. Das gilt weniger in den Oststaaten, sondern vor allem im neuen Westen.

Aber Mr. Average zeigt auch in dieser Frage den starken Optimismus seiner Landsleute. Er lebt nicht in einem der menschenfeindlichen Wohnblocks der Millionenstädte, sein Familienleben ist gut und geordnet. Je Woche arbeitet er 40 Stunden,



Auch so sieht Amerika aus: düstere Hinterhöfe, flatternde Wäsche, ein Gewirr von Feuerleitern in den überfüllten alten Vierteln von Boston



Der Lebensstandard ist hoch in den USA. Diese Küche ist Millionen amerikanischen Frauen kein unerfüllbarer Wunschtraum mehr

und fast nie kommt es vor, daß er oder seine Kollegen Überstunden machen oder gar Arbeit mit nach Hause nehmen. Am Abend zieht er sich gern um, dann trägt er bunte Hemden und leichte Hosen, im Büro aber legt der Angestellte großen Wert auf formelle Kleidung, während die Arbeiterschaft weitgehend in Blue-Jeans und oft sehr bunten Windjacken zur Fabrik fährt. Am Wochenende aber kann kein Mensch Arbeiter und Angestellte, arm und reich voneinander unterscheiden.

Dieses amerikanische Wochenende

ist großartig. Es sind zwei volle Feiertage, denn die Fünftagewoche ist die Regel. Hier gibt es für viele Deutsche noch manches zu lernen. Wer einmal das amerikanische Wochenende erlebt hat, kann die dummen Redensarten nicht mehr hören, es wisse der schaffende Mensch mit mehr Freizeit nichts anzufangen. Mit nur fünf Arbeitstagen je Woche ist die amerikanische Produktivität die höchste der Welt! Hart und konzentriert wird in Amerika vor allem in den Fabriken gearbeitet. Hoch sind die Löhne, aber hoch ist auch die Leistung.

Unerschöpflich scheint der Reichtum des Landes, der sich wie hier in den modernen lichterfüllten „supermarkets“ den großen Einkaufszentren darbietet



gen und Bürgerkriegen haben sie sich behauptet.

Das war aber nicht genug. Daß Mr. Average heute Zugang zu so vielen Annehmlichkeiten des Lebens hat, ist das

Ergebnis harter Kämpfe

und langer Auseinandersetzungen auf sozialpolitischem Felde. Im Verlauf dieser Kämpfe wurde der „Mann auf der Straße“ zum wichtigsten Mann im Staate, um ihn bemühen sich die berühmtesten Politiker, und er hat als Verbraucher mit ständig wachsender Kaufkraft erst der Massenproduktion die Absatzmärkte eröffnet. Die amerikanischen Gewerkschaften haben den Typus des Wirtschaftsbürgers geschaffen, um den ihre Freunde in Europa immer noch ringen: den arbeitenden Menschen, der, gleich was er tut, vollwertiges Glied einer Gesellschaft ist, in der Standesschranken kein unabänderliches Geschick bilden.

Bis es soweit gekommen ist, verging bald ein Jahrhundert. Während in Europa die frühen Gewerkschaften gegen Feudalherrschaft und Polizeisysteme zu kämpfen hatten, sahen sich die Arbeiter Amerikas einem Kapitalismus gegenüber, wie er rücksichtsloser und räuberischer nicht vorstellbar ist. Eigene Polizeitruppen sorgten auf den großen Werken für „Ordnung“, es gab nicht die Spur eines Systems sozialer Sicherheit. Schrecklich waren die immer wiederkehrenden Zeiten der Massenarbeitslosigkeit, der Krisen und des Hungers. Für die ungelernten Industriearbeiter gab es nicht einmal eine Gewerkschaft!

Erst 1936/37 gelang es dem „Congress of Industrial Organisations“, dem CIO, nach schweren, nicht unblutig verlaufenden Streiks in der amerikanischen Automobilindustrie das Koalitionsrecht und Tariffähigkeit zu erringen. Damals war es an der Tagesordnung, daß von Werkschutzbeamten selbst die Führer der Gewerkschaften, wie Walther Reuther, zusammengeschlagen wurden — und keine Polizei schritt ein. Erst 1941 konnte die Automobilarbeitergewerkschaft bei Ford in Detroit legal zu arbeiten beginnen! Aber noch immer gibt es große Firmen, die sich weigern, Gewerkschaftsvertreter auf den Fabrikhof zu lassen und die keine Tarife abzuschließen bereit sind. Wenn man mit den alten Kämpfen der CIO in Detroit spricht, dann hört man von den großen Sitzstreiks, von Tränengasschlachten, von inneren Auseinandersetzungen in den Gewerkschaften und vom Kampf um Dinge, die in europäischen Ländern schon seit 50 Jahren Gesetz waren. Zwar waren die Löhne hoch, aber kein Arbeiter wußte, was der nächste Tag bringen würde, wenn Arbeitslosigkeit, Krankheit oder das Alter kamen.

Heute gibt es in den Vereinigten Staaten ein

Sozialsystem,

das dem Bürger mehr Sicherheit bietet als in manchen europäischen Staaten. Die Gewerkschaften — entscheidend politisch unterstützt von der Demokratischen Partei unter Roosevelt und Truman — haben nicht nur Mindestlöhne erstritten, sondern auch eine Arbeitslosenunterstützung, die wesentlich vom Arbeitgeber getragen wird und die dem arbeitslosen Amerikaner für 26 Wochen eine Unterstützung von 35 bis 42 Dollar wöchentlich bringt.

Eine staatliche Sozialversicherung hat die drückendsten Sorgen des Alters beseitigt, und die Gewerkschaften haben darüber hinaus in vielen Großbetrieben für alle Arbeiter feste Pensionsansprüche erstritten. Das alles ist verbunden mit Steuern, die die großen Einkommen weit härter als etwa in Deutschland treffen. Amerika ist längst kein Vorbild mehr für jene Freiheit in der Wirtschaft, der manche unentwegte Kämpfer gegen sozialen Fortschritt heute noch nachtrauern. Sicher wird eines Tages auch ein staatlicher Gesundheitsschutz aufgebaut sein, der das Schreckgespenst der Krankheit bannt.

Einige Gruppen von Menschen leben in Amerika auf der Schattenseite. Ihnen ist der volle Anteil am Fortschritt der Wirtschaft vorenthalten: die Farbigen aller

Schattierungen, vor allem aber die Neger. Schlecht geht es auch den Massen der ungelerten Einwanderer aus dem amerikanischen Territorium Puerto Rico im Karibischen Meer, vielleicht noch schlechter geht es den mexikanischen Wanderarbeitern. Viel getan hat der Staat hingegen in den letzten Jahrzehnten für Indianer und Eskimos.

Der Neger, Abkömmling ehemaliger Sklaven auf den Farmen des Südens, ist auch heute noch im Süden ein Bürger zweiter Klasse. Es ist das erklärte Ziel starker Gruppen weißer Amerikaner, den Neger nicht aufsteigen zu lassen. Er soll nicht auf die Schulen der Weißen, er soll nicht an die Wahlurnen, er soll die untersten Arbeiten tun. — In New Orleans steigt man in einen Bus. Links und rechts, auf je einer Banklehne, befindet sich ein Holzstück. Das ist die Rassenschanke, der „colour bar“, und der Weiße, der vorne keinen Platz findet, steckt diesen Pflock einfach zurück in den Bereich der Farbigen — eine eindringliche Demonstration dieses Problems, in dem der Weiße den Platz des Negers bestimmt.

Im Norden gibt es

keine gesetzliche Zurücksetzung,

da ist jeder vor dem Gesetz gleich, wie auch immer seine Hautfarbe ist. Aber im täglichen Leben gibt es auch in Chicago,

Detroit und Minnesota unsichtbare Schranken zwischen Weiß und Farbig. Man verkehrt nicht miteinander, man wohnt nicht gerne in der gleichen Straße. — Falsch wäre es, wollten wir mit selbstzufriedenem Urteil und wirklichkeitsfremden Ideen an diese Frage herangehen, die alle einsichtigen Amerikaner schmerzlich empfinden. Wir wüßten nicht, wie es bei uns wäre, lebten bei uns fünf Millionen Neger! Eine ungeheure Erziehungsaufgabe ist in den Vereinigten Staaten noch für Generationen nötig, ehe die Rassen sich aneinander gewöhnt haben, ehe der Weiße den Farbigen als Nachbarn und Mitbürger anerkennt und der Farbige sich in seine Umwelt voll einfügt.

Eines Tages wird dieses große Land auch eine solche Frage gelöst haben, mit dem Optimismus, der Mr. Average und seiner Familie so viele Möglichkeiten und so große Chancen eröffnete und der Amerika immer noch sein läßt, was es war: Ein Land ohne Grenzen, das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“. Es ist ein reiches, buntes, vielgestaltiges Land, ein Land mit freundlichen, klugen, geschickten Menschen mit himmelhohen Bergen und gigantischen Städten, mit unendlichen Prärien und brennenden Wüsten, eine Welt für sich, ein Gigant in unserem Zeitgeschehen, dessen Einfluß alle Länder überschattet.

Paul O. Vogel

Seine Ahnen lebten schon vor zehntausend Jahren am Rande des gewaltigen Grand Canyon in Arizona. Ein junger Hopi-Indianer spielt mit zutraulichen Eichhörnchen



Vergnügen mit doppelter Buchführung

Auf einer Silberhochzeit wurden ein Blumenkorb und ein „Freßkorb“, jeder von gewaltigen Ausmaßen, jeder mit einer silbernen „Fünfundzwanzig“ gekrönt, sehr bewundert. „Von meinen Sportsfreunden!“ erklärte der Silberbräutigam stolz. „Aber gleich zwei?“ — „Weil wir da nämlich beide drin sind“, fügte die Silberbraut hinzu.

Die Gäste, soweit sie zur Familie oder in die Nachbarschaft gehörten, nickten verständnisinnig. „Da könnt ihr noch lange was von haben!“ Aus der vertrauenerwek-

wenn Sie was für mein Hobby tun wollen? Ja, ich spare mit Leidenschaft! Fach Nummer 60 bitte!“ Den Vertreter möchte ich sehen, der da nein sagt. So füllt sich das Fach, und wenn der Jahresabschluß gemacht wird, können die Damen des Sparklubs immer zu einer eigenen festlichen Veranstaltung eingeladen werden mit Kaffee, Kuchen und Schnäpschen!“

Was wünschst du dir zu Weihnachten?

Aber auch noch andere Leute werfen ihre Groschen oder (es ist ja für einen guten



Hätten Sie gedacht, daß ein Sparloch von innen so aussehen würde?

Sportliches und Spar-Sportliches rund um den Borsigplatz

kenden Statur und dem geschätzten Alter der festlichen Versammelten schloß ein Nicht-Poolbürger, daß es sich kaum um einen Sport handeln könnte, der viel Training verlangte. „Zum Wohle!“ gab er Bescheid. Abstinenz stand anscheinend auch nicht in den Regeln...

Ein ruhiger Sportverein, der Freßkörbe verschenkt? „So teuer kommt das gar nicht. Ich zahle immer nur eine Mark zwanzig ein.“ Die Unterhaltung war weitergeplätschert, und — „sehr zum Wohle!“ — da ergab sich auch ohne zudringliches Fragen die Lösung: „Für unsern Sparklub hat sich die Wirtin eine prima Masche ausgedacht. Ein Fach hält sie für sich frei. Was meint ihr, wer da einzahlt? Keine Spur sie selber! Alle Vertreter, die regelmäßig kommen und sie vor Abschluß einer Bestellung zu einem Schnäpschen oder so einladen wollen. „Nein, danke“, sagt sie dann, „aber

Zweck bestimmt!) bei sehr guter Stimmung ihre Marken in ihr „Sparloch“. Das sind die Ehemänner, die sich gegenseitig zum Spenden ermuntern, besonders dann, wenn auf der Westfalahütte, „auf Hoesch“ und auf Kaiserstuhl Zahltag gewesen ist. Man wird um so gebefreudiger, je näher Weihnachten rückt, denn: Je mehr man hineingeworfen hat, um so mehr bekommt man am ersten Samstag im Dezember ausgezahlt, „er“ sowohl wie „sie“, und Herzenswünsche, zu deren Erfüllung die Sparklubs ja eingerichtet worden sind, pflegen im Zeichen von Wirtschaftswunder und Hochkonjunktur nicht billig zu sein. Die kleine Verwöhnerei der Mutti — an der durch heimgebrachte Kuchenpäckchen sogar die Kinder noch Anteil haben, wenn beim streng exklusiven Damennachmittag die Tortenbatterien und „Teilchen“-Berge nicht geschafft worden sind — läuft ja nur

am Rande mit. Aber auch das lohnt sich: Groschen auf Groschen und Mark auf Mark gelegt, das ergibt bald 50,— DM in der Spezialspardose für Damen; und sobald sie voll ist, wandert ihr Inhalt auf die Stadtparkasse, Zweigstelle Borsigplatz. „Von den Zinsen hat neulich **meine Schwiegermutter einen schönen Blumenstrauß**

gekauft.“ Von den Zinsen ist z. B. auch der eingangs erwähnte Blumenkorb gekauft worden, während der ebenfalls schon bekannte „Freßkorb“ von den Zinsen jener zwanzig Pfennig finanziert wurde, die jeder wöchentlich außer der „Pflichtmark“ für sein „Sparloch“ an den Sparklub zu entrichten hat. Diese zwanzig Pfennig sind „fürs Vergnügen“, d. h., sie fließen dem fleißigen Sparer (gesammelt) gewissermaßen als Belohnung für seinen Sparfleiß zu. Nicht zu Weihnachten! Hier gilt die Devise: „Man muß die Feste schön übers Jahr verteilen!“

Also macht man die Festivität für die Mutti (ein großes Fest) etwa im Mai. Das größere Fest der Auszahlung veranstaltet man Anfang Dezember. Zwischenhinein streut man immer mal eine „kleine Gemütlichkeit“, bei der es hoch hergehen darf.

„Eine große Gemütlichkeit“

aber wird für Anfang Oktober festgesetzt. Wenn man hört, daß dann die im Laufe eines Jahres auf 10,— DM angewachsenen wöchentlichen zwanzig Pfennige in Form eines Gutscheins ausgezahlt werden, der an Ort und Stelle umzusetzen bzw. kleinzukriegen Ehrensache ist, wird man versucht, vom Datum des 3. Oktobers als von „Sparers Vorweihnacht“ zu sprechen und — die Ehepaare aller Jahrgänge um ihre Entschlußfreudigkeit und Zielstrebigkeit zu beneiden.

Sparen auf solche Art, das hat bestimmt seinen Reiz, einmal, weil es so gemütlich dabei zugeht, und zum zweiten, weil man seiner eigenen Schwäche sozusagen ein Schnippchen dabei schlägt: „Ich vertrinke sooft mal ein Glas Bier — warum soll ich nicht auch mal eine Mark (oder zwei oder drei oder soviel man will) hier einwerfen?“ „Das Gute dabei ist, daß man nicht dem Wirt sagen kann: „Karl, gib mir mal die Mark zurück, die ich da eben...“ — „Hahaha, nein! Drin ist drin und weg ist weg!“ — „Und man weiß immer genau, wie man steht“, denn

an jedem Sonntag ist Kassenleerung

Dazu finden sich vormittags die vier Mann vom Vorstand und die Mitglieder ein. Der Schlüssel wird gezückt, das Hauptbuch aufgeschlagen, die Sparkarten werden mit neuen Eintragungen versehen, und hier kann es sich ergeben, daß Vattern plötzlich mehr in seinem Fache findet, als er — nüchtern oder beschwingt — hineingetan hat. Sieh mal an, auch Mutter kann



spendabel sein! Das gibt dann eine extra gemütliche Gemütlichkeit, denn die bis zu einem solchen Grade richtig verstandene Gleichberechtigung (!) muß gefeiert werden, und wenn es bis zum Mittagessen, und wenn's bis nach dem Mittagessen, und wenn's bis Mitternacht dauert!

An jedem Montag kommt das Geld auf die Sparkasse

„Der Borsigplatz ist eine Stadt für sich. Wir haben unsere eigene Post, wir haben unsere Warenhäuser, und natürlich haben wir auch eine Sparkasse (und unseren schwarz-gelben Nationalstolz obendrein!)“ „Sparklub Ohnesorge“ stellt, ebenso wie jeder andere Sparklub, sogar eine Rückversicherung für unvorhergesehene Schicksalsschläge dar: In dringenden Fällen, unter denen hier plötzlich notwendiger Krankenurlaub, Umzug, Sterbefall genannt seien, kann der Sparer eine „Zwischenzahlung“ von seinem Konto erbitten.

Und jetzt wird der Schrank wieder sparfertig gemacht

Schraubenzieher, Hauptbuch, Kassierer und Gegenzeichner, das alles gehört zum feierlichen Eröffnungsakt



Lösungen aus dem Oktoberheft

Lösung des Silbenrätsels

1. Haparanda, 2. Unfall, 3. Nimrod, 4. Santos, 5. Rienzi, 6. Utopie, 7. Eierstab, 8. Chinese, 9. Kapitean, 10. Wanderung, 11. Eckfahne, 12. Strauchdieb, 13. Tyrannei, 14. Erzieher, 15. Regierung, 16. Wissbegierde.

„Hunsrueck — Westerwald — Siebengebirge“

Auflösung „Eigenbau-Kreuzworträtsel“

Waagerechte Reihen: 1. Genua, Fehde, Spann, 2. Orest, Allee, 3. Elkab, 4. Gans, Man, Elm, Soda, 5. Essig, Benno, Sonde, 6. Lob, Ern, Dur, 7. Aar, Sie, 8. Tun, Groningen, Alm, 9. Om, Fes, Banjo, Ekg, Ei.

Senkrechte Reihen: 1. Gong, Erato, 2. Erna, Serum, 3. Neon, Senn, 4. Usus, Loge, 5. Atem, Goa, 6. Fee, Abba, Ob, 7. Erl, Neer, 8. Haken, rein, 9. Dea, Enns, 10. Erb, Lodi, Go, 11. Salm, Sue, 12. Plus, Ring, 13. Alto, Nora, 14. Neid, Diele, 15. Nawa, Elemi.

Punktierte Linien: Große Aufgaben erheben den Kleinsten.

Unser Preisrätsel Nr. 3

Die Lösung dieses Rätsels ist bis zum 15. Dezember 1959 auf einer Postkarte an die Redaktion unserer Werkzeitschrift einzusenden. Selbstverständlich können die Lösungskarten auch in die bekannten gelben Briefkästen in den Betrieben eingeworfen werden. Die Karten dürfen nichts anderes enthalten als die Nummer des Preisrätsels, die Lösung und die vollständige Anschrift des Einsenders. Gehen mehr als zehn richtige Lösungen ein, werden die Gewinner durch Los ermittelt. Die Verlosung erfolgt unter Ausschluss des Rechtsweges. Zu gewinnen sind: Zehn Gutscheine im Werte von je 5,— DM (einlösbar in unseren Verkaufsstellen).

Spruchband

In das Band sind die Wörter nachstehender Bedeutung den Zahlen gemäß einzusetzen. Nach richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den Zahlenfeldern von 1 bis 42 fortlaufend gelesen einen wichtigen Merksatz.

- Zensuren stehen im ... 39 40 41 42 19 5 27
- Tageblatt 1 8 28 26 2 11 20
- höchstes Lebewesen 3 10 11 4 6 7
- alte Waffe 34 29 30 35 15 32 17

5. Gebäudevorsprung

36 37 38 24 25

6. Amtstracht

13 23 14 21

7. Streitmacht

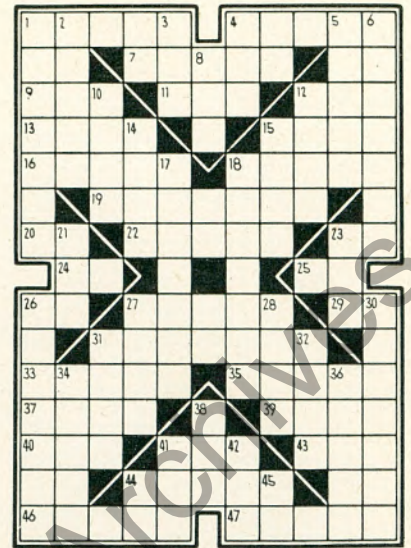
22 31 33 9

8. Sächsische Stadt an der Elbe

9 16 18 27 12

1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31	32	33	34	35
36	37	38	39	40	41	42

Kreuzworträtsel

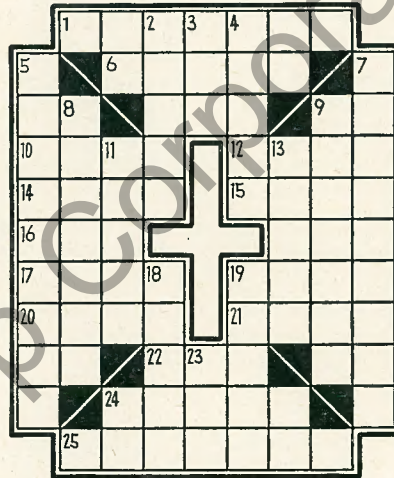


Der Elf folgt auf die Nacht

Waagerecht: 1. vollkommen; 4. unfähig zu sprechen; 7. Seerosengewächs; 9. Schiffsgeschwindigkeitsmesser; 11. Zeitabschnitt; 12. Wacholderbranntwein; 13. gleich; 15. Telegrafentaste; 16. Bitte oder Dank an Gott; 18. Postgebühr; 19. Ausgabe (von Büchern); 20. weiblicher französischer Artikel; 22. Dorfweise; 23. Musiknote; 24. männlicher französischer Artikel; 25. Fluß in Italien; 26. Zeichen für Eisen; 27. Gebirge in Nordafrika; 29. Abkürzung für Altes Testament; 31. Zahlung bei Vertragsrücktritt; 33. steif; 35. Papierbeutel; 37. nordische Erzählung; 39. Fluß in Frankreich; 40. Abschiedswort; 41. Teil des Auges; 43. längliche Vertiefung in einer Welle oder Führungsschiene zum Einfügen eines Führungsstiftes oder Keils; 44. Stimmlage; 46. Lobrede; 47. Künstler.

Senkrecht: 1. ungesetzlich; 2. Rohstoff für Heilmittel; 3. Senkblei; 4. saugende Meeresströmung hinter fahrenden Schiffen; 5. fast immer; 6. Kurort an der Riviera; 8. Bergeinschnitt; 10. Geschenk; 12. Faden; 14. Geliebte des Zeus; 15. Sumpf; 17. Auszug aus Pflanzenstoffen; 18. Überlieferungstreue, Anhänglichkeit; 21. helles englisches Bier; 23. Riesenschlange; 26. Vorderfront, Schauseite; 27. Zeitalter; 28. Elendsviertel (englisch); 30. Rückstand bei der Kelterung; 31. Wut; 32. junger amerikanischer Filmschauspieler (gestorben); 34. Verweis, Rüge; 36. Sinnbild des Friedens; 38. Abkürzung für: Deutsche Industrienorm; 41. dem Wind abgewandte Schiffsseite; 42. Bischofskirche; 44. Abkürzung für Tangens; 45. ägyptischer Sonnengott.

Rund wie ein Vierundzwanzig



Waagerecht: 1. Ritter, die sich besonders durch Galanterie auszeichnen, 6. lehrhafte Erzählung, 10. Vulkan in Ostafrika, 12. Weinstadt in Italien, 14. orientalischer Männername, 15. sachlich, wirklich, 16. englisch: rot, 17. Schulstadt in England, 19. spanischer Frauenname, 20. Astrologe Wallensteins, 21. Geltung, Bedeutung, 22. Grundlage der Familie, 24. geschlossene geometrische Linie, 25. Paß der Tiroler Alpen.

Senkrecht: 2. Durchsichtiger Lackanstrich, 3. Stadt in Finnland, 4. römische Silbermünze, 5. erheiternde Erzählung, 7. biblisches Nachbarvolk der Israeliten, heute für Spießbürger, 8. griechische Göttin des Erntesegens, 9. Büchergestell, 11. Grundstoff, 13. Strang zum Spannen des Bogens, 18. Körperorgan, 19. Held der Artus-Runde, 23. griechisch: eins.

SCHNUPFENZEIT



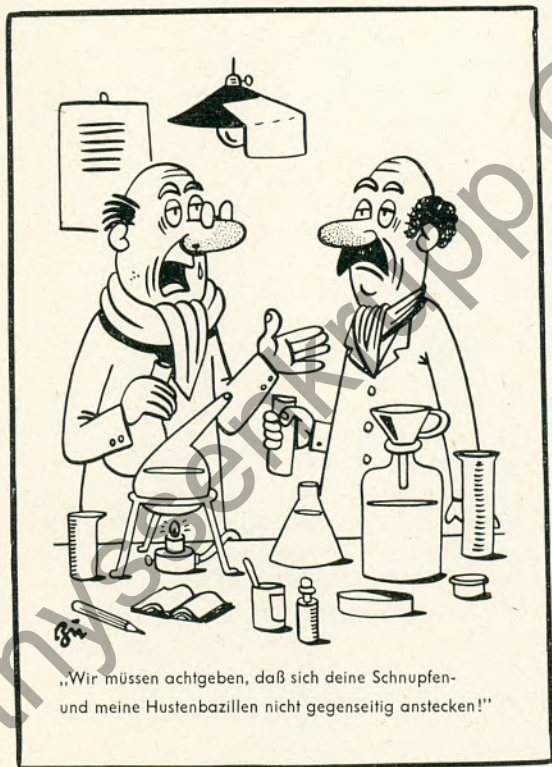
„Aber liebe Hedwig, wir tun doch nur was gegen die Grippe, wir beiden sind im Büro noch die einzigen ohne Schnupfen!“



„Während der Grippezeit habe ich immer fürchterliche Angst vor Ansteckung!“



„Sind soviel Umstände bei einem Schnupfen eigentlich erforderlich?“



„Wir müssen achtgeben, daß sich deine Schnupfen- und meine Hustenbazillen nicht gegenseitig anstecken!“



„Warum machst du denn nach deinem ‚Hatschi‘ noch solch ein Geschrei?“



Der Hüttenkieker

Herbst ist's. Länger wird der Abend,
mild durchglüht vom Lampenschein.
Manchem fällt, die Zeit zu kürzen,
dies und jenes Hobby ein.
Da man bis zum Sommer Ziel hat,
lockt ein größeres Objekt,
in das man Mühe und Gedanken,
Stunden und Moneten steckt.
Insgesamt in wenig Wochen
wird das Heimauto erstellt,
das, geordnet in zwei Kisten,
dem Bastler beut die Neue Welt.
Es kostet nur vier braune Scheine
und das „Ja“ der Revision.
Wenn ein Fachmann sich da 'reinkniet,
was fehlt an der Karre schon?
Hinten dran, aus Sperrholzplatten,
selbstgebaut, der Caravan,
den der Camper von Format heut'
keinesfalls mehr missen kann.
Willst du dich nicht viel bewegen,
nimm zum Hobby dir den Mond,
tu das Deine beim Erforschen,
ob er doch, ob nicht bewohnt.
In Amerika, da übte
man, ihn aufzuteilen sich,
indem man Papas kahle Platte
à la Mondlandschaft bestrich!
Weltraumkunde wird volkstümlich
durch „Raketenschädel“ so.
Wer an Papa darf studieren,
der ist in der Schule froh.
Ungefährlich ist dies Hobby,
vergleicht man es mit jenem Mann,
der von andrer Leute Liebes-
brief die Hand nicht lassen kann:
Ganze Haufen Post, die waren
lange unerklärlich weg,
bis auf listige Art man stellte
den Hobby-„Briefkastenschreck“.
Unsre Liebesschwüre klauen,
ob das nicht zum Himmel schreit!
Sicher liebe er's, schenkt' eine
Maid ihm eigene Zärtlichkeit.
Hoch soll man den Kumpel preisen,
der so prima schneiden kann,
daß mit dem Modell für Multi
er im Wettbewerb gewann.
Alle Preisrätsel zu lösen,
solch ein Hobby strapaziert,
weil man eine Sekretärin
braucht, die Bücher drüber führt.
In ein Studium stürzt sich mancher,
den der Ehrgeiz hat gepackt.
Weiterbildung — wer sie anstrebt,
der gewinnt schon, wenn er wagt.
Seht, wir brauchen Ingenieure!
In der Bundesrepublik
fehlen, um es rund zu sagen,
fünfunddreißigtausend Stück.
Wer das Zeug in sich zum Rechnen,

Zeichnen fühlt, nur immer 'ran.
„Gleichberechtigt“ auch das Mädchen
(Ingenieure!), wenn's was kann!
Wohl dem, der erkennt: Mit Lehre
ist die Lehrzeit nicht vorbei,
denn es wird im Stundenplane
angelippt nur mancherlei.
Da privatim weitermachen,
systematisch, unentwegt,
aus dem Holz wuchs mancher Forscher,
der die Welt schon hat bewegt.
Zahllos warten die Probleme
ja auf jeden hellen Kopf,
weil im Zeichen unseres Fortschritts
viel noch krebst nach altem Zopf.
Um der alten Welt zu helfen,
dazu braucht es manch' Genie.
Das ist man nicht; das muß man werden,
knobeln, büffeln wie noch nie!
Aber dann, wenn in die Dinge
man und auch dahinter blickt,
scheint, was gestern noch unlösbar,
plötzlich gar nicht mehr verwickelt.
Der zum Beispiel hat viel Zukunft,
der Regen „auf Bestellung“ macht,
weil dann die verdorrte „Rote
Erde“ endlich wieder lacht.
Wind und Wetter zu gebieten,
das liegt noch im weiten Feld;
fast sieht's aus, als wäre dazu
überhaupt kein Mensch bestellt.
Denn den Rhythmus der Gezeiten
(und so manches noch dazu)
macht der gute alte Mond. Wir
lassen besser ihn in Ruh.
„Schlösser, die im Monde liegen“,
gibt es im Theater nur.
Urlaub auf dem Mond verbringen,
ist, scheint's, gegen die Natur.
Dann noch lieber Hobby „Häkeln“;
man betreibt's in USA,
wo elftausendsieben Männer
man um die Wette häkeln sah.
Reizvoll ist auch Hobby „Heirat“:
für Herbst und Winter Zeitvertreib
ist für den sinnreich gesichert,
der wirbt um ein trautes Weib.
Allerdings darf's nicht so enden
wie bei jenem älteren Paar,
das sich dann am Polterabend
über was nicht einig war.
Die Braut, die zeigte sich als Zange
(leider keifte sie zu früh!),
schloß ihn ein in einer Kammer
(ob er bleibt, das weiß man nie!).
Als ihn früh nun der Beamte
ernsthaft fragte: „Willst du frein?“
sprach der Bräutigam ernüchtert:
„Schon bedient. Ich danke, nein!“
Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. Adschüß, ihr Leut'.



LAPPES

AUS'M MARTINWERK

Unterlass
die Werferei
es kann ge-
fährlich
werden



Hilfe
mein Auge!



BEI DER ARBEIT SEI NICHT KINDLICH,
MANCHER REAGIERT EMPFINDLICH.
AUF DIE ARBEIT KONZENTRIEREN,
SCHLIMMES KANN DURCH JUX PASSIEREN

WER IN DER WERKSTATT BLÖDSINN MACHT
HAT MANCHEN SCHON UM'S BROT GEBRACHT,
DRUM SEI STETS ACHTSAM UND BESONNEN,
DURCH LEICHTSINN KANN NICHTS GUTES KOMMEN



H. Kalisch

Vertrödelte Zeit

hemmt die
Produktion
und schmälert
Dein Einkommen



*Jede
Minute
zählt!*